DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

8. Jahrgang — Heft 2 — Deutschland-Ausgabe | Februar 1958 | Preis 10 Pfg. — Verlagsort Frankfurt a. M.

Die Mär vom Hagen

Was wäre geworden, wenn Bismarcks Nachfolger den Rückversicherungsvertrag erneuert, Ludendorff im Frühjahr 1918 genügend Divisionen nach Flandern gebracht, die bürgerliche Fraktion des Reichstags 1933 nicht dem Ermächtigungsgesetz zugestimmt, Hitler nicht den Krieg angefangen hätte?

Nun reisen sie Land auf Land ab, die Junker Reventlow und Graefe, und verbreiten die Mär vom Hagen, der dem Siegfried heimtückisch den Speer in den Rücken stieß, das schrieb die „Frankfurter Zeitung" im Jahre 1920.

1958 schrieb eine Zeitung, die oft, aber zu Unrecht, mit der alten Frankfurterin verglichen wird, vom Dolchstoß der Dr. Dehler und Dr. Heinemann, der vorbeiging. Das ist optimistisch gedacht, denn es war der erste Stoß, der sein Ziel verfehlte, aber das Opfer verletzte.

Es ist wieder soweit? Gibt es eine Verschwörung deutscher Politiker, die sich, koste es was es wolle, den Sturz der Regierung vorgenommen hat? Wie groß ist die Gruppe um die beiden ehemaligen Bundesminister Dehler und Heinemann? Man weiß es nicht, denn ihre Parteigänger haben ihre Tarnung noch nicht ganz fallen lassen.

Zwei Hauptmomente bestimmten die Reden der beiden Politiker vor dem Deutschen Bundestag und den Mikrophonen der Rundfunksender der Bundesrepublik. Das erste ist die leidenschaftliche Argumentation gegen den Regierungschef, das zweite dabei ist die die Tatsachen oft verzerrende Darstellung der deutschen Politik der jüngsten Vergangenheit. Noch wesentlicher jedoch ist das Bekenntnis der beiden Redner, das, obwohl nicht ausdrücklich formuliert, hauptsächlicher Gehalt der Reden war: das totale Eingeständnis, die eigene Hoffnung auf die Verwirklichung der staatlichen Vereinigung Deutschlands aufgegeben zu haben.

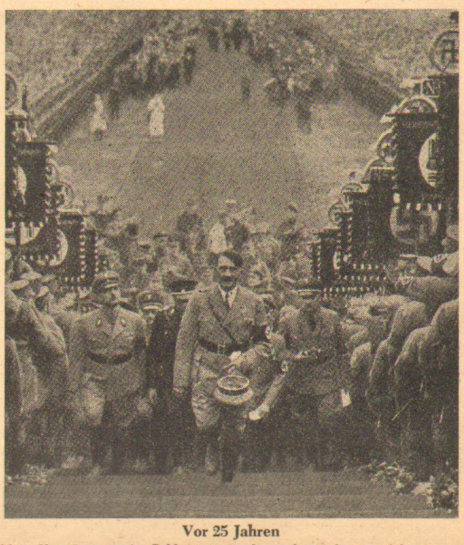
Dolchstoßlegenden werden immer dann geboren, wenn klar feststeht, daß der beanstandete Zustand unveränderlich geworden sei, daß es in Zukunft kein politisches Mittel zu einer Veränderung mehr gäbe, den Zeitgenossen also nur noch obliege, den Staatsmann öffentlich zu verdammen, der an diesem Zustande direkt oder indirekt mitschuldig sei. Es ist zwar reizvoll, aber ein bloßes Gedankenspiel, die Fragenkette „was wäre geworden, wenn", zu bemühen. Für historische Erkenntnis ist diese Spielerei vollkommen untauglich, denn Geschichte ist, „was war" und daran sinnvoll ist, aber nicht, was hätte sein können". Auch bei der Beurteilung der heutigen Politik kommt man damit nicht weiter.

Geradezu bedrohlich und beängstigend werden jedoch die Reden Dehlers und Heinemanns, wenn sie nur Anfang einer öffentlichen Anklage gegen den Bundeskanzler sein sollten, die darauf hinzielt, dem Volk einzureden, daß der Kanzler in den vergangenen Jahren, unter Mißbrauch seines Auftrags, Politik gegen die Interessen der deutschen Nation gemacht habe. Dann allerdings darf man mit gutem Gewissen fragen, warum haben die ehemaligen Minister so lange geschwiegen und was verschweigen sie immer noch dem deutschen Volk?

Zwar kommt man, wenn man die beiden früheren Minister öffentlich sprechen hört, nicht ganz von dem Gefühl frei, als wünschten sich beide — jeder auf seine Art — einmal die Rollen des Volkstribuns oder des öffentlichen Anklägers eines Revolutionstribunals, aber eine „Volksfemebewegung" wird es — eingedenk der Erfahrung der bitteren Vergangenheit — wohl nicht mehr geben.

Ein junger Kommilitone, der vor ungefähr zwei Jahren aus weltanschaulichen und anderen Gründen sein hier begonnenes Studium an einer Universität Mitteldeutschlands fortsetzte und der vor wenigen Wochen, sichtlich ernüchtert, wieder in die Bundesrepublik kam, sagte: „Die Rote Armee wird keinen Zentimeter des Ostblockgebiets aufgeben, als daß nicht vorher der Marxismus auch im abgelegensten Dorf durchgepeitscht wäre, ohne Rücksicht auf die Möglichkeit, daß bis dahin noch 150 Jahre vergehen." Das ist die

(Fortsetzung Seite 10)



Vor 25 Jahren

Mein Vermögen, mein Geld ist imstande, euch zu dem zu führen, was euch dienenden, schwitzenden Menschen unerreichbar und darum Sünde schien: zur Schrankenlosigkeit. Ihr habt Jahrtausende hindurch, seit ihr zu eurem Schaden den Tierleib verlassen, an unerfüllten Wünschen laboriert. Seht, ich bringe euch Erfüllung aller eurer Wünsche.

(Vgl. Beilage: Konservative Revolution)

Reformer zur Truppe

In der Februar-Ausgabe 1957 schrieb der DISKUS u. a.: „Wenn Graf Baudissin und seine Mitarbeiter mit Truppenkommandos betraut werden, ist es offensichtlich, daß die Krise im Verteidigungsministerium angebrochen ist." Heute ist es soweit. Oberst Graf Baudissin, Leiter der Abteilung „Innere Führung" und profiliertester Vertreter der „Bundeswehr-Neuerer" hat den Wunsch geäußert, zur Truppe versetzt zu werden.

Die zweite Phase des Aufbaus der deutschen Bundeswehr hat begonnen. In den vergangenen zwei Jahren ist die Bundeswehr im Rohbau aufgestellt worden. Nun sollte die Feinarbeit ansetzen. Und eben in diesem Augenblick, wo eigentlich die intensive Arbeit der Reformer beginnen müßte, bittet Graf Baudissin um ein Truppenkommando. Er begründet seinen Versetzungswunsch zunächst mit der Erklärung, der „neue Kurs" vom „Staatsbürger in Uniform" habe sich inzwischen so gefestigt, daß er nun sein Ausscheiden aus dem Ministerium für angebracht halte. So jedenfalls hieß es offiziell, doch vergleicht man diese Angabe zum Beispiel mit Äußerungen von Oberstleutnant Schmückle, die dieser etwa zum selben Zeitpunkt in der Januar-Ausgabe der „Jungen Stimme" tat, so zeigt sich deutlich, daß nicht alles so unproblematisch ist, wie man es in Bonn gern haben möchte. Oberstleutnant Schmückle hatte die Aufgaben, die sich den Verantwortlichen in der zweiten Phase der Aufbauzeit der Bundeswehr stellen, so dargestellt: „In der zweiten Phase, die nun anläuft, müssen Erziehung, Ausbildung und Information der Truppe an die erste Stelle rücken. Der Gedanke der Reform muß alle soldatischen Sparten durchdringen." Diesen hier erkennbaren Widerspruch zwischen Erreichtem und zu Erreichendem entschärfte eine Meldung des Bundesverteidigungsministeriums, in der die Nachricht von der Versetzung Baudissins zur Truppe nur als Exkurs dargestellt wurde, um persönliche Erfahrungen über die Erziehung des Soldaten zum „Bürger in Uniform" zu sammeln. Anschließend werde er in das Ministerium zurückkehren. Damit fuhr man allen denen in die Parade, die ohne weiteres eine Versetzung Baudissins aus dem Ministerium mit einer Niederlage der Reformer im Verteidigungsministerium gleichsetzten. Denn wer wird an dem Entschluß, persönliche Erfahrungen zu sammeln, um sie dann bei neuer Tätigkeit im Ministerium zu verwerten, etwas auszusetzen haben.

Ungeachtet dieser plausiblen Erklärung ist es notwendig, die Versetzung auf ihre möglichen Hintergründe und Auswirkungen zu überprüfen.

Nicht nur Graf Baudissin, auch Oberst Drews, Leiter der Unterabteilung „Inland", vornehmlich verantwortlich für das Arbeitsgebiet: „Bundeswehr und Öffentlichkeit", als auch Brigadegeneral de Maizière, Leiter der Unterabteilung „Führung und Ausbildung", baten zur gleichen Zeit um Versetzung zur Truppe. Da diese Offiziere auch als Befürworter der Reform bekannt sind, wird deutlich, daß es sich wohl kaum um irgendeinen ganz privaten Wunsch nach Luftwechsel handeln kann, wie er sich vielleicht aus dem Grundsatz ergeben könnte, daß Offiziere nicht länger als drei Jahre hintereinander im Ministerium Dienst tun sollten.

Die zweite Phase des Aufbaus der Bundeswehr scheint frischen (oder, wenn man so will, längst verbrauchten) Wind mit sich zu bringen. Die große Wachablösung unter den Reformern läßt sich kaum verheimlichen. Sollte die Waagschale im Bonner Verteidigungsministerium nun endgültig zugunsten der restaurativen Militärs ausschlagen? Das würde heißen, daß die Reformer „für gewisse Zeit aus Bonn herauskommen" wollen, weil ihnen das Klima zwischen orthodoxen Militärs nicht zusagt. Heißt das Kapitulation der Politiker vor den Militärs? So wären die Neuerer langsam aber stetig hinausgeboxt worden. Selbst wenn Bundesverteidigungsminister Strauß Graf Baudissin versichert, ihn nach „absehbarer Zeit wieder in das Ministerium zurückzuholen", so braucht das nicht mehr als ein freundlicher Trost zu sein.

Wenn man die Aufhebung des Personalgutachterausschusses nach dem Parlamentsbeschluß mit der Versetzung der drei Offiziere in Verbindung bringt, so deuten die Anzeichen eines Zusammenhanges noch über die internen Macht- und Richtungsstreitigkeiten im Verteidigungsministerium hinaus. Der Personalgutachterausschuß war die öffentliche Kontrollinstanz bei der Auslese der höheren Bundeswehroffiziere. Sie ist aufgelöst worden, weil das Parlament meinte, der Ausschuß habe seine Schuldigkeit getan, da die höheren Offiziere, welche die Bundeswehr für ihren Aufbau gebraucht hat, ausgewählt und die Richtlinien für die Einstellung aller Soldaten der Bundeswehr festgelegt seien. Trotzdem scheint die plötzliche Aufhebung des Ausschusses etwas verfrüht und überhastet, wenn man nur allein bedenkt, daß in rund 200 Fällen, in denen der Ausschuß abgelehnt hat, ein Wiederaufnahmeverfahren möglich ist. Ist die große Reformerwachablösung etwa von letzter Hand gesteuert in Verbindung mit der Aufhebung des Personalgutachterausschusses?

(Fortsetzung Seite 10)

Democratia sei's Panier

Liest man das Jahrbuch des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft, das er 1957 unter den Titel: „Der akademische Nachwuchs" gestellt hat, berührt die Vielzahl der Aspekte angenehm, unter denen das Problem behandelt wird. Indem aber für jeden etwas geboten wird — gleich ob es sich um den „Akademiker in der Gesellschaft", um die „wirtschaftliche Seite der Berufsentscheidung" oder um die „Lebensbedingungen der Studenten" handelt —, steht das ganze Buch zumindest mit seinen gesellschaftstheoretischen Beiträgen unter einer gewissen Unverbindlichkeit. Dafür ist die empirische Sozialforschung um so ergiebiger. Zahlreiche Statistiken im Anhang unterstützen das Bemühen, sich einen Überblick über die gesamte Situation zu verschaffen. Und jeder, der sich hier informieren will, kann gewiß sein, auf eine Fundgrube von überreichem Material zu treffen. Und diesem Zweck soll ja wohl auch das Jahrbuch hauptsächlich dienen.

Welche Schlußfolgerungen freilich ein jeder aus den gemachten Daten zu ziehen habe, bleibt offen. Oder vielleicht doch nicht ganz. Denn im ganzen Jahrbuch verstreut finden sich außerordentlich aufschlußreiche „Akademische Rückblicke" von Vertretern aller Fakultäten, die unter Titeln wie „Abseits vom Wege", Professor D. h. c. Dr.-Ing. h. c. Otto Bartning, Architekt, besonders für Kirchenbauten, oder „Mit den Augen einer Frau" von der Oberschulrätin im Ruhestand, Dr. phil. Erna Buschmann, die Marschrichtung anzeigen. Und nachdem sich der Mediziner, Professor Louis R. Grote, über „Geist und Herz" ausgesprochen und Dr. rer. techn. Walter Niens aus Berlin den „Wert der Persönlichkeit" beschworen hat, stießen wir beim zweiten Durchblättern auf einen besonders interessanten Beitrag.

Unter „Bereitschaft zur Verantwortung" schreibt Dr. jur. Wilhelm Lütkemann, nachdem er auf die Art der Deutschen hingewiesen hat, „daß sie Originale hervorbringt und nicht zum Massenmenschen formt": „War dann der Student noch Mitglied einer ordentlichen Korporation, in der er nach einer Zeit des Lernens zur Führung und zur Verantwortung berufen wurde unter ständiger Kritik seines Gemeinschaftskreises und unter den nirgends so wie bei den Korporationen ausgeprägten parlamentarischen und demokratischen Spielregeln (sic!), so war die Garantie dafür gegeben, daß alle guten Anlagen in ihm zur Hebung kamen. Manch ein zu Ansehen und Bedeutung gelangter und zur Verantwortung jederzeit bereiter Mann hat bekannt: ‚Was ich geworden bin, verdanke ich nächst Elternhaus und Schule meiner Studentenkorporation!' — Warum eigentlich wünschen verschiedene Kreise die Korporationen heute nicht mehr? Die Antwort ist unschwer zu finden." So Dr. jur. Wilhelm Lütkemann, Präsident des Landeskirchenamtes von Kurhessen-Waldeck im Ruhestand. Nachdem er die Korporationen zum Hort der wahren Demokratie, „parlamentarisch" nicht zu vergessen!, gemacht hat, bleibt eigentlich nur noch die Umfrage für die empirische Sozialforschung übrig, was denn hier unter „verschiedenen Kreisen" zu verstehen ist, die die Korporationen nicht mehr wünschen. Die Antwort ist unschwer zu finden. Doch dies vielleicht im nächsten Jahrbuch.

Horst Helmut Kaiser.

Man sagt in Bonn ...

Das Bonner Parlament macht es seinen Betrachtern mitunter recht schwer, diesem höchsten Organ der Republik gegenüber den nötigen Respekt und die nötige Ehrfurcht zu bewahren. Immer öfter wiederholte sich in den letzten Jahren die Erscheinung, daß im Bundestag unter Donnergetöse ein politischer Wirbel über die Bühne ging, der von nur allzu vielen außerhalb Bonns bereitwilligst als „Markstein in der Nachkriegsgeschichte Deutschlands" mißdeutet wurde, und der sich doch nur vor dem Hintergrund kleinlich-persönlicher Eifersüchteleien und Verärgerungen maßgebender Politiker abspielte. Für die in Bonn ansässigen politischen Beobachter, die mit den Hauptfiguren der Bonner Politik ständig Kontakt halten, liegt deshalb der Schlüssel zum Verständnis derartiger parlamentarischer Eruptionen, wie sie sich kürzlich während der außenpolitischen Debatte ereigneten, häufig nicht in einem handfesten politischen Vorgang, der zu einem neuen Überdenken des politischen Kurses vielleicht mit Recht Anlaß böte, sondern vielmehr in den schon erwähnten Mißhelligkeiten zwischen den einzelnen Figuren des Bonner Schachspiels.

So ist es zu erklären, daß sich der schlichte Bürger in Stuttgart oder Bielefeld jetzt, nach dem Abzug der großen Staubwolke, erstaunt die Augen reibt und danach feststellt, daß ja eigentlich nichts geschehen ist. Nach all der Aufregung und den etwas voreiligen Ankündigungen der Opposition, daß ein neuer Abschnitt der Deutschlandpolitik begonnen habe, stellt er ernüchtert fest, daß alles beim alten geblieben ist, daß sich die politischen Grundlagen, auf denen unsere Politik zwangsläufig ruht, nicht verschoben haben. Im Kern ging es bei der parlamentarischen Eruption während der außenpolitischen Debatte um nicht viel mehr, als daß zwei enttäuschte Politiker das Bedürfnis verspürten, mit dem Gegenspieler abzurechnen. Was soll sich daraus für die Lage Deutschlands ergeben?

Welches Bild bietet sich jetzt nach jenen spektakulären Vorgängen, in deren Mittelpunkt Dr. Dehler und Dr. Heinemann standen? Die Opposition hat erneut erfolglos versucht, mit fadenscheinigen Argumenten das außenpolitische Gedankengebäude der Regierung zu erschüttern. Mochten die Angriffe Dehlers und Heinemanns auf den ersten Blick sensationell und stellenweise sogar einleuchtend wirken — einer ernsthaften Prüfung konnten sie nicht standhalten. Man kann Konrad Adenauer vieles nachsagen — man kann dabei noch so sehr weitverbreiteten, dumpfen Gefühlen Ausdruck verleihen —, Gefühle sind keine Beweise, und dem Kanzler mangelnden Willen zu ernsthaften Wiedervereinigungsbemühungen handfest nachzuweisen — das dürfte niemandem leicht fallen. So konnte bei dem Geplänkel nicht viel mehr herauskommen, als ein Herumkramen im Nähkörbchen der Ressentiments.

Was aber sollten die Hinweise auf die Stalinnote von 1952? Liest man sie heute Zeile für Zeile, herausgerissen aus dem Zusammenhang der damaligen politischen Situation, so mögen sich vielleicht Anhaltspunkte ergeben, aus denen man ein Versäumnis der Regierung konstruieren könnte. Aber neutrale politische Beobachter in Bonn haben es Politikern wie Dehler und Heinemann eben gerade übelgenommen, daß sie das sowjetische Dokument in völlig unpolitischer Manier seines realen Hintergrundes beraubt haben, um es dem erstaunten Publikum dann — Varieté-Zauberkünstlern gleich — in einem Lichte zu präsentieren, in dem es völlig anders wirken muß.

Wer sich an die politischen Verhältnisse des Jahres 1952 genau erinnert und sich die damalige Situation in der Welt erneut vor Augen führt, wird nicht lange brauchen, um zu folgern, was damals als selbstverständlich erschien: das Stalinsche Schreiben diente dem gleichen propagandistischen Zweck, dem heute die Briefe Bulganins dienen. Es war eine Werberakete, wie heute Bulganins Kettenbriefe Werbegeschosse sind. Auch Dehler und Heinemann dürften den Satz nicht übersehen haben, in dem von der Ausschaltung faschistischer Organisationen und Personen die Rede war, bevor die Voraussetzungen für Wahlen gegeben seien.

Trotz dieser pflaumenweichen und haltlosen Argumente der Opposition vollzog sich das Schauspiel, daß Konrad Adenauer wieder, wie immer, mit ansehen mußte, wie er und seine Politik Stück für Stück auseinandergenommen und zerrissen wurden, ohne daß sich ein Mann seiner Mammutfraktion zu einer einigermaßen wirkungsvollen Verteidigung aufraffen konnte. Die Fraktion gackerte durcheinander wie ein Hühnerhof, alle Anzeichen der Panik äußernd. Auf der Regierungsbank saßen die illustren außenpolitischen Experten reihenweise stumm und erstarrt wie die Fische, es war ein Bild des Jammers. Und der alte Kanzler stand, wie immer, wenn es drauf ankommt, mutterseelenallein.

Der Fernseh-Gala-Star der CDU, Kurt Georg Kiesinger, von mißgünstigen Fraktionskollegen oft geringschätzig als „Fraktionsprimadonna" bezeichnet, soll es nach Berichten Eingeweihter abgelehnt haben, noch einmal das Podium zu besteigen. Er habe sein Teil schon beigetragen. Die parlamentarische Feuerwehr der CDU, Verteidigungsminister Strauß, muß an diesem Tage einen Knoten in der Leitung gehabt haben. Der Sturzbach brillanter Formulierungen wollte nicht ins Fließen kommen. Die Fraktion versagte auf der ganzen Linie. Dem Kanzler blieb nur die Flucht vor die Rundfunkmikrofone.

Sollte wirklich keiner der außenpolitischen Experten und Berater auf der Regierungsbank die näheren Umstände um die Note von 1952 parat gehabt haben? Wie dem auch sei: die Fraktionsführung der CDU im Bundestag hat einmal mehr nach einer Kette von zahllosen anderen Beispielen gleicher Art bewiesen, daß sie nicht in der Lage ist, die Riesenfraktion zu organisieren und zu leiten und daß sie unerwarteten Attacken der Opposition gegenüber hilflos-fromm wie ein schlachtreifes Lamm ist. Wenn es stimmt, daß die CDU an diesem Tage eine Schlacht verloren hat, so hat sie sich das selbst zuzuschreiben. Die Opposition konnte mit ihren Argumenten dazu nur wenig beitragen. Hierin liegt der „Dolchstoß", von dem stellvertretender CDU-Vorsitzender Gerstenmaier kürzlich in Stuttgart sprach. Bgt.

... und in Deutschlands Hauptstadt

Wir haben in den vergangenen Tagen nicht nur Anregungen, wir haben auch Anlaß zum Nachdenken gehabt. Zum Beispiel darüber: Politisch bedrohliche Situationen zu überwinden besteht nur dann eine Chance, wenn die Atmosphäre frei ist von blinden Vorurteilen oder doch zumindest die Kraft der persönlichen Vorurteile nie stärker ist als der Wille zum sachlichen Gespräch. Die Krise, die dem Ende der Weimarer Republik vorausging — darüber sind sich die Historiker ganz überwiegend einig —, war bei weitem nicht so ernst, wie etwa die des Jahres 1923. Aber hinzu kam ein chaotisches Durcheinander von Haß, Ressentiment und Voreingenommenheit fast aller gegen alle. Hindenburg ist enttäuscht und erbittert über Schleicher, Papen haßt Schleicher, das Zentrum setzt sich mit Papen nicht an einen Tisch, die SPD nicht mit Schleicher, das Zentrum nicht mit der SPD, Schleicher nicht mit den Deutschnationalen, und als

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 21494

der Gewerkschaftsführer Leipart und Schleicher Kontakt aufnehmen, zerschneidet Breitscheid die Verhandlungfäden, er mag den General nicht. Aus dem gleichen persönlichen Grunde lehnt er auch dessen Angebot zu einer Zusammenarbeit in letzter Stunde —, das u. a. ein Verbot der NSDAP und ihrer Gliederungen vorsah — ab. Allenthalben sind die persönlichen Motive und Vorurteile stärker als die Einsicht in die bevorstehende Katastrophe: um Schleicher einen Tort anzutun, trifft sich der rachsüchtige Kavalier Papen schließlich mit Hitler und verrät die Republik. Der 30. Januar 1933 war keine revolutionäre Machtergreifung, er war vielmehr das Siegel unter die eigene Untauglichkeitserklärung einer Generation von gegenseitig verärgerten Politikern, die über ihren persönlichen Verstimmungen die sachlichen Erfordernisse der Politik vergaßen. Sie mochten einander einfach nicht, fanden sich unsympathisch und erwiesen sich schließlich, eben weil sie Fragen der Sympathie und Antipathie zu politischen Fragen machten und jede Einsicht in die sachliche Kompromißstruktur einer Demokratie vermissen ließen, allesamt als schlechte Demokraten. Hitler hat die Demokratie in Deutschland nur formal zugrunde gerichtet, ihr Ende liegt lange vor dem 30. Januar 1933; Hitler mordete eine Leiche.

25 Jahre weiter: Adenauer mag Ollenhauer nicht, Dehler mag Adenauer nicht, Brentano mag Wehner nicht ... diese Reihe kann jeder beliebig fortsetzen, und auch die oben gezogene Schlußfolgerung bis zu dem Wort „schlechte Demokraten" wäre anzufügen. Gewiß, sie alle haben triftige Gründe, sich nicht sympathisch zu finden (die hatte man allerdings vor 25 Jahren auch!), aber wer politische Entscheidungen aus der Perspektive des Schmollwinkels fällt, eignet sich bestenfalls zu einem kleinstädtischen Vereinspolitiker.

Der politische Stil eines Staates ist beileibe keine Äußerlichkeit. Le style — so könnte man abwandelnd sagen — c'est la politique! Was im Zusammenhang mit der außenpolitischen Debatte des Bundestages sich abspielte, halten wir — und sowohl Bewohner der Zone als auch das „Neue Deutschland" mit seiner triumphierenden Zitatensparte „Sie (die Bonner Politiker) über sich selbst" bestätigen uns das bis heute — für außergewöhnlich beschämend; mehr noch (damit wird die Frage des Stils zu einer eminent politischen Frage): für eine Dummheit. Wenn Dehler und Heinemann im Ernst geglaubt haben sollten, sie nutzten mit ihren verunglimpfenden Angriffen auf den Kanzler der Sache der Wiedervereinigung, so seien sie nach Berlin eingeladen, um sich eines Schlechteren zu überzeugen; wenn Adenauer, Ollenhauer, Mende im Ernst geglaubt haben, sie gewännen irgend etwas mit ihren Rundfunkansprachen, so seien sie nach Berlin eingeladen, um sich eines Schlechteren zu überzeugen. Ungeteilten Beifall hätte diejenige Seite finden können, die mutig genug gewesen wäre zu sagen: Adenauer hat über den Rundfunk sich ans Volk gewandt, der Parteivorsitzende X beabsichtigt es zu tun und Y auch, wir dagegen lassen uns einen undemokratischen Stil nicht von unseren politischen Gegnern aufzwingen, wir verzichten. Hier rächt sich wieder einmal, daß Bonn so weit von der Zonengrenze entfernt liegt. Was, glauben denn unsere Politiker, hielte den Willen zur Wiedervereinigung in Mitteldeutschland wach? Kühlschränke, Motorräder und volle Schaufenster? Man lasse doch endlich dieses nachgerade alberne Überheblichkeitsgefühl aus dem Wirtschaftswunderherzen fahren; den reichen Onkel hat noch niemand geliebt, es sei denn, sein baldiger Tod stand zu erwarten und einer hatte Erbchancen. Was den Willen zur Wiedervereinigung in Mitteldeutschland wachhält, ist der Glaube an ein staatliches Leben der Fairneß, der Aufrichtigkeit, der gegenseitigen Achtung, kurz: der Gesittung. Dieses Kapital wird in Bonn mit einer geradezu haarsträubenden Unbekümmertheit verschleudert.

Von solchen Vorwürfen ist keine Seite auszunehmen, ihnen gegenüber verblaßt das ganze törichte Gerede wegen der sowjetischen Note aus dem Jahre 1952. Warum hat die Bundesregierung beispielsweise vor der Beantwortung des letzten Bulganin-Briefes die Opposition nicht konsultiert? Gewiß, Adenauer hatte im Dezember eine Zusammenkunft mit Ollenhauer, aber die SPD ist durchaus im Recht, wenn sie sich nicht als der Kater fühlen will, der Funken gibt, sobald man ihn nur einmal streichelt. Aber was unternimmt die SPD? Sie plant eine „Volksbewegung gegen den Atomtod". Mit Lautsprecherwagen in den Dörfern. Zugleich klagt sie den Bundeskanzler plebiszitärer Methoden an. Da kenne sich einer aus!

Le style — c'est la politique! Da lob ich mir die weiß Gott nicht vorbildlichen Berliner Verhältnisse. Hier kam es kürzlich auf seiten der CDU zu einer ernsthaften Verstimmung (es wurde fast eine Koalitionskrise daraus) wegen einiger temperamentvoll-unbedachter Äußerungen des Regierenden Bürgermeisters über die Bundesregierung. Brandt hielt es daraufhin für keineswegs angebracht, sich des massiven Arguments der absoluten Mehrheit seiner Partei im Stadtparlament zu bedienen. Vielmehr suchte er — trotz des Widerspruchs einiger seiner Parteifreunde, die darin ein Schwächezeugnis zu sehen meinten — persönlich eine Sitzung der CDU-Fraktion auf, um sich etwaigen Vorwürfen zu stellen und die Meinungsverschiedenheiten zu bereinigen. Aber es ist in Deutschland ungewöhnlich, weil es ein echtes Zeichen guten politischen Stils ist.

„Es mag fünfzig Jahre dauern", so hatte Bismarck einst gesagt, „bis politische Mißgriffe offenkundig werden und ihre letzten Konsequenzen tragen, aber schließlich legt die Geschichte die Rechnung für jeden Fehler vor und sie ist peinlicher dabei als unsere preußische Oberrechnungskammer." jef. —

Demokratisches Begräbnis II. Klasse

Seit der demagogischen Rede Dr. Dehlers im Bundestag ist noch klarer geworden, was Dr. Reinhold Maier beim traditionellen Dreikönigstreffen der südwestdeutschen Demokraten mit rhetorischer Sprache noch zu umschreiben versuchte, aber in Wirklichkeit nicht leugnete: die liberale Partei ist keine wichtige Kraft mehr.

Einige Politiker aus der Regierungskoalition mögen sich freuen, jetzt die politischen Gedanken Dr. Maiers oder Dr. Dehlers mit der Bemerkung, wieviel Divisionen (Wähler) haben Sie denn, übergehen zu können. Schadenfreude hin oder her, sie hilft jedenfalls keinem, weder dem deutschen Volk noch der deutschen Demokratie. Volk und Staat haben eine politische Gruppe verloren, ohne die die deutsche Politik (die Hitlerzeit ausgenommen, da sie Politik mißbrauchte) nicht denkbar gewesen ist. Das Zweiparteiensystem, so oft von den großen Parteien gepriesen und als feste Garantie für eine funktionierende Demokratie empfohlen, besteht in der Bundesrepublik seit den Septemberwahlen wirklich.

Daß dieses Zweiparteiensystem in Deutschland die Diktatur einer Partei fördere, glauben wir nicht. Wenn Deutschland in Zukunft von einem autoritären Herrschaftssystem verschont bleibt, wird dies allerdings weniger dem Verdienst der breiten Wählerschichten, sondern eher der Einsicht, der Menschlichkeit und der grundsätzlich demokratischen Gesinnung der führenden Politiker der großen Parteien zu danken sein. Das Los unserer Demokratie wird leider aber tatsächlich vom guten Willen der führenden Politiker bestimmt. Diese Tatsache erscheint so unumstößlich wahr, daß es müßig ist, zum Beweis dafür irgendeine obskure Elitetheorie zu bemühen.

Der Niedergang der liberalen Partei in der Bundesrepublik braucht aber keineswegs den Zusammenbruch des liberalen Gedankens im deutschen politischen und gesellschaftlichen Leben zu bedeuten. Liberales politisches Denken und Handeln gibt es heute ohne Zweifel in beiden großen politischen Parteien der Bundesrepublik, wobei die Zahl der statistisch feststellbaren Bekundungen liberalen Bekenntnisses weniger wichtig ist, als die Qualität der Persönlichkeiten, die Liberalität ohne gewaltigen Stimmenaufwand praktizieren.

Und doch ist das Verlöschen der liberalen Partei nicht zu trennen von der Entwicklung der freiheitlichen Staatsauffassung in Deutschland. Im kaiserlichen Deutschland gab es neben der großbürgerlichen, bismarcktreuen Nationalliberalen Partei die kleine Fraktion des Fortschritts, die oft temperamentvoller als die Sozialdemokratie und in der Regel eindeutiger als diese für freiheitliche, parlamentarische Demokratie focht. Nach dem Zusammenbruch von 1918 war es wieder die fortschrittliche demokratische Minorität im Reichstag, die sich als gewissenhafte Hüterin des neuen Staates und seiner Verfassung zunächst Verdienste erwarb. Und sogar nach 1945 hatten die Liberalen noch politische Chancen, obwohl der institutionelle Zusammenhang des Bürgertums, das traditionell-liberal und demokratisch gewählt hatte, zerbrochen, oder, wie in Frankfurt, vertrieben oder physisch vernichtet worden war. Hätte die liberale Partei damals nur den Mut zur kleinen Gruppe und zur demokratischen Avantgarde gehabt, wäre sie heute sicherlich eine wohletablierte Macht.

Statt dessen bemühte sie sich damals, Liberale aller Schattierungen, Nationalliberale, Demokraten und Mitläufer der Nazis, zu sammeln, und ungeachtet dieser divergierenden Machtgruppen ein Programm aufzustellen, das den historischen Liberalismus restaurieren sollte. In Wirklichkeit besiegelte sie damit wirklich ihr Schicksal.

Im Geist der 30er Jahre inszenierten die jungen Nationalliberalen Düsseldorfs, inspiriert von einem dem Auswärtigen Amt grollenden, ehemaligen Botschafter, einen Regierungssturz. Angekränkelt vom gleichen Geist brach die hessische FDP auseinander, und schließlich leistete die liberale Partei den niedersächsischen Ex-Nationalsozialisten Schützenhilfe. 1933 zerbrach die Partei an ihrer Zustimmung zum Reichsermächtigungsgesetz, das zweite Ende der Partei vollzog sich nur noch dem Schein nach vor dem Forum eines deutschen Parlaments, in Wirklichkeit aber durch Konvention gemildert auf dem Dreikönigstreffen in Stuttgart mit Dr. Maiers mehr sarkastischer denn optimistischer Metapher: „Klein, aber fein." Man ist unwillkürlich an den alten General erinnert, der angesichts der Erkenntnis, daß seine Stunde des Scheidens gekommen sei, Große Uniform und alle Orden anzieht, weil er in Würde sterben will. Dr. Dehler hat mit seiner letzten Bundestagsrede allerdings die Paradeuniform wieder ausgezogen und seiner Partei damit einen Abgang besorgt, der dem Skandalbedürfnis unserer Zeit gerecht wird.

Oscar Strobel

DISKUS
FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Sebastian Herkommer, Konrad Huth, Jürgen Krieg, Norbert Piltzing, Hanns Schreiner.

Redaktion: Herbert Heckmann, Hanns Schreiner, Oscar Strobel.

Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.

Korrespondent in Berlin: Joachim Fest.

Geschäftsführung: Günter Schwank, Königstein/Ts., Adelheidstr. 24, Tel. 883

Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon: 55 62 61.

Konten der Zeitung: Dresdner Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung", Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 77 07 41, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.

Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.

Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a, Tel. 55 11 78.

Abonnements zum Preis von 2,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

Entwarnung

Vier Wochen genügten dem Kriminalrat Dr. Kurt Freytag, um zu der Einsicht zu kommen, das Frankfurter Polizeipräsidium sei nicht der richtige Arbeitsplatz für ihn. Am 31. Januar 1958 verließ er seine neue Stelle als stellvertretender Leiter der Kriminaldirektion und kehrte in die Polizeischule Hiltrup zurück. Verbrecher aller Schattierungen, potentielle und wohletablierte (also erfahrene), können aufatmen, denn der Mann hat das Frankfurter Präsidium verlassen, der ihnen sicher manchen Plan zerschlagen und manches bisher wohlbehütete Geheimnis entrissen hätte. Und das alles mit dem Mittel, das sich noch immer als sicherstes bei der Entlarvung von Lüge und Unmoral erwiesen hat, mit Intellekt, mit systematischem und nanalytischem Denken.

Es ist ohne Zweifel eine undankbare Aufgabe, Ordnungshüter in einer Großstadt sein zu müssen. Weder der einfache Polizist noch der verantwortliche Kommissar und schon gar nicht die Leiter der Dezernate sind zu beneiden. Aber man hat in Frankfurt schon viel zu sehr vergessen, daß die Polizei selber in den vergangenen Jahren immer wieder Gegenstand berechtigter Kritik war. Frei aus dem Gedächtnis zitiert, wäre jener betrunkene Polizist zu nennen, der einen Fußgänger erschoß, dann kam die Affäre Klapproth mit einer nachfolgenden Serie mehr oder minder pikanter Skandälchen. Dann die unaufgeklärten Mordfälle der vergangenen Jahre. Der Fall Müller, der Buchhändler aus der Bahnhofsgegend und die Sensation Nitribitt seien nur genannt. Man suchte, man fahndete, man vertröstet und sucht weiter, ohne Erfolg!

Es genügt, die Zeitungen der vergangenen Tage nachzulesen. Da findet man Meldungen über Frankfurter Polizisten, die sich Diebesgut aneignen, über einen Revierleiter, der eine 14jährige Schülerin verführt, um sie zu einer ihm genehmen Aussage zu veranlassen. Frage: Sind wir im Chikago des Jahres 1929? Antwort: Nein, im Frankfurt des Jahres 1958?

Es läßt sich schon leben in dieser Stadt! Doch wer lebt sicherer: der Bürger, der dem Schutz der Polizei vertraut, oder der Verbrecher, der bei der kriminalistischen Methodik der Frankfurter Polizei sicherlich weder im Zuchthaus, noch im Armenhaus zu sterben braucht? Nach Dr. Freytags Verzicht auf seinen Posten kann die Frankfurter Unterwelt getrost das Entwarnungssignal geben. Oscar Strobel.

„Dein Grab — ein Heldengrab!"

Reklame mit ästhetischen Kriterien zu messen, bezeichnet nicht einen hohen Grad kritischen Urteilsvermögen, sondern das Gegenteil: das eklatante Mißverständnis ihrer Funktion nämlich, dessen sich die gleiche Reklame dann geschickt bemächtigt, zu ihren Gunsten und noch mehr zu denen der Wirtschaftsinteressen, die sie vertritt. Denn Reklame ist der legitime Sprößling des kapitalistischen Konkurrenzprinzips.

Was Bundesminister Strauß dazu treibt, für sein Bundesheer zu werben, bleibt infolgedessen ins Dunkel gehüllt. Diese Einrichtung ist im eigenen Lande konkurrenzlos; undenkbar, daß ein Wehrpflichtiger vorzöge, im Ausland zu dienen. Jedenfalls, die Reklametrommel wird geschlagen. Kleinanzeigen, Großanzeigen und was sonst noch dazugehört. Und weil es mit Reimen leichter ins Ohr geht, so reimt die Propagandaabteilung eben: „Mehr erleben — das Meer erleben." Das Plakat zeigt einen schmucken Matrosen, im Hintergrund Schiffchen: Geschützrohre, wären sie auch noch so klein, kann man nicht ausmachen. Die Luftwaffe macht's mit einem Düsenjägerpiloten, blauem Himmel und dem Vers: „Deine Welt — die freie Welt." Bis zum heutigen Tage hat der Chronist ein Plakat vermißt, das zum frisch-fröhlichen Eintritt in die Infanterie ermuntert. Zwar gibt es da eines, auf dem alle Unterabteilungen aufgezählt sind: Grenadiere, Panzerjäger, ABC-Abwehr und andere Kategorien summieren sich zu „Unser Heer". Dazu lächelt verhalten ein braungebrannter Soldat, man meint aber, es sei Oberrevierförster Rudolf Prack.

Alles in allem doch recht nüchtern, es reimt sich vorne nicht, es reimt sich hinten nicht. Und es ist, ohne Zweifel, eine schwierige Sache; niemand steckt gerne seine Nase in den Dreck. Lieber trägt man die Nase hoch, in der frischen Luft oder läßt scharfe Meeresluft um sich wehen. Also wäre ein Appell ans Heldische und Heroische nötig, an Entsagung und Opferkraft. Und daß der Dank des Vaterlandes im Maß der Strapazen steigt: „Dein Grab — ein Heldengrab" — ist das nichts? Erich Faßbender

Was bedenklich macht

Niemand wird leugnen, daß die prinzipiell noble Gesinnung, die den Text des grünen, z. Z. im Universitätsbereich sichtbaren AStA-Plakats auszeichnet, erheblich gewonnen haben würde, wenn es ihm nicht auf eine so wenig schmeichelhafte Weise am guten, ja sogar am richtigen Deutsch, fehlte.

Was mich bedenklich macht — aber sehen Sie, da haben wir es ja schon: was mich bedenklich macht! Ein so beginnender Satz ist barer Unsinn, insofern ich nicht tatsächlich ein bedenkliches, d. h. verdächtiges Subjekt bin, auf das man — wenn's nottut — die Polizei aufmerksam macht.

Ich will variieren: Wenn jemand ausdrücken will, dieser oder jener üble Charakterzug einer gewissen Person mache ihn nachdenklich, statt dessen aber ungewollt den Spieß umdreht und sich selbst zur suspekten Person macht, indem er an die Stelle von „n a c h denklich" kurzerhand „b e denklich" setzt, dann rächt die Logik der Sprache den kompromittierten Gedanken auf ihre Art: der Betreffende macht sich „bedenklich". All jene schlimmen Eigenschaften der gewissen Person, die ihn ursprünglich nachdenklich machen wollten, finden sich unversehens auf sein eigenes Haupt herabgezogen. Man muß zugeben: ein Ergebnis, ebenso unbeabsichtigt wie katastrophal.

Eine solche folgenschwere Verwechslung, die mir um so weniger erfreulich erscheint, je größer der publizistische Nachdruck ist, mit der sie leichtfertigerweise der Öffentlichkeit zur Kenntnis gegeben wurde.

Was steht zu lesen auf unserem AStA-Plakat? Schwarz auf grün das Folgende: „Was uns b e d e n k l i c h macht, ist die Intensität, i n der man in beiden Lagern dieser gespaltenen Welt bemüht ist, die Erkenntnisse naturwissenschaftlicher Forschung für kriegerische Zwecke zu mißbrauchen." Nicht wahr: in solchem Sinnzusammenhang wird die gemeinte Begriffsverwirrung zu einem besonders traurigen Kasus. Man kritisiert — mit Recht — einen bedenklichen Vorgang und behauptet von sich selbst, bedenklich zu sein. Und: man spricht als Vertreter einer Gruppe, die unversehens mit hineingerät in den verdächtigen Zirkel. Alles nur Wortspiel und Aufbauschung eines nicht eben erfreulichen Schreibfehlers? Zugegeben: difficile est satiram non scribere! Aber ist es nicht doch ein wenig schlimmer: ein solcher Fehler auf einer so wichtigen Publikation einer Studentenschaft, deren Alma Mater nicht ohne Stolz den Namen eines unserer größten Sprachmeister trägt! Edmund Forsch

Max und Moritz

Wer in der letzten Zeit Briefmarken gekauft oder einen Brief bekommen hat, der wird entdeckt haben, daß in der Bürokratie nicht überall Sturheit herrscht und Phantasielosigkeit. So ist der Deutschen Bundespost wirklich einmal etwas Hübsches eingefallen. Zu Ehren von Wilhelm Busch, der vor 50 Jahren gestorben ist, sind die zwei bösen Buben wieder aufgetaucht, Max und Moritz in Weiß auf einer grünen 10-Pf-Marke. Sollten wirklich diese zwei noch immer nicht tot sein, da sie doch längst zu Schrot gemacht und aufgefuttert sind von Müllers Federvieh? Aber da spazieren sie neben der Zehn einher, genauso munter und so unverbesserlich wie ehedem.

Und so ganz unbefangen lassen sie sich ins Markenalbum stecken, hinein in die erlauchte Gesellschaft des Schwarzen mit dem Schnurrbart sowie dem grimmig-ernstem Blick und des weißhaarigen Bundespräsidenten, der roten Genosse-Pieck-Zehnermarke und — wer weiß wie bald, einer schwarzen mit dem Kanzlerkopf. Da wird doch wohl niemand Vergleiche ziehen wollen? Und wenn auch: hier muß die Würde jener Erlauchten gerettet werden. Denn — das wird doch wohl jeder einsehen — dem Max und dem Moritz geht es doch gerade umgekehrt wie Kanzlern, Außenministern und amerikanischen Sputnikkonstrukteuren. Jene sind nur unvergessen, da ihre bösen Streiche unvergessen sind. Diese jedoch, die ernsthaften Männer, werden — wenn überhaupt — erst dann markanten Kopfes in Briefmarken umgesetzt, wenn ihre Staats- und anderen Streiche längst vergessen oder ganz veredelt sind. Ausgenommen sind natürlich Diktatoren, ehrwürdige Bundespräsidenten und Queens. Die erscheinen schon zu ihren Leb- und Wirkungszeiten rechts oben in der Briefecke. Und das verdenkt ihnen keiner, weil sie noch viel unantastbarer sind als etwa der biedere Reiter Böck und der Onkel Fritze.

Manch würdiger Markenkopf und manch erfolgreicher Mann, der hofft, einst in unzählige Briefmarkensammlungen einzugehen, sie stehen zu hoch, um dies freche Pack wie Max und Moritz in ihrer Gesellschaft überhaupt zu beachten. Am besten runzeln sie die buschigen Brauen und — wie der brave Bauersmann — denken: „Wat geiht meck dat an?!"

Elisabeth Stehfen

Die starke Hand

In einer renommierten Frankfurter Tageszeitung suchte Ende Januar auf folgende Art und Weise eine „ausgeprägte Persönlichkeit Ergänzung": „Ind.-Kfm. mit pers. Stil, sehr repräs., seriöse Ersch., 1,84 gr., schl., geist. u. körperl. sehr elastisch, Anf. 50, wesentl. jünger i. Wesen u. Art, ges. u. untern., sucht sein. (seinerseits? hhk) Mensch — eine Frau v. 30—40 J. m. hoh. Pers.-Wert, Sinn f. Trad. u. Kultur, Liebe z. klass. Kunst u. d. Verlangen n. einer stark. Hand (evtl. auch geschäftl.), um ein froh-gest. Leben in harm. Ehe zu erfüllen."

Wie uns ersch., ist hier wkl. eine ausgepr. Persönlichk. ttg. gewes., um zu einer Fr. zu kommen. Mit etwas weniger persönlichem Stil, als ihn jener Industriekaufmann besitzt, wollen wir nun im Text fortfahren, auch wenn er dann nicht mehr so repräsentativ und seriös erscheinen mag wie der des 1,84 m großen, schlanken, geistig und körperlich sehr elastischen Mannes Anfang 50, der wesentlich jünger im Wesen und Art und dazu gesellig und unternehmend bzw. unternehmungslustig ist. Unsererseits würde manches dafür gegeben, die Frau von 30—40 Jahren kennenzulernen, von der verlangt wird, daß sie neben hohem Persönlichkeitswert sowohl Sinn für Tradition und Kultur wie Liebe zur klassischen Kunst und das Verlangen nach einer starken Hand (eventuell auch geschäftlich) besitzt. Denn eines ließe sich ihr ganz gewiß voraussagen: daß es äußerst verkürzt in der harm. Ehe zugehen wird.

Sicher hat unsere ausgeprägte Persönlichkeit viel Geld und wenig Zeit, obwohl das letztere wiederum unwahrscheinlich ist. Denn wieviel Scharfsinn und Geduld gehören dazu, um die Sprache so akrobatisch zu vkz.! Bleibt also nur noch die Vermutung übrig, daß die Anzeige aus Sparsamkeitsgründen kurz gehalten wurde. Bekanntlich schließt ja Reichtum Geiz nicht aus. Daß er sich der möglichen Anwärterin für die harm. Ehe so offenkundig zeigt, schließt jeden Zweifel für sie aus, welche Rolle sie zu spielen haben wird. Dies ist noch das Erfreulichste an der Anzeige. Wir fragen uns nur, ob es nun noch Zufall ist, wenn in der renommierten Tageszeitung den „Ehewünschen" der Tiermarkt folgt.

Horst Helmut Kaiser.

Eine Frage?

Kennen Sie die vielen Situationen des täglichen Lebens, in denen Ihnen Ihre Bank helfen kann?

Besuchen Sie uns, wir beraten Sie mit großer Erfahrung.

DRESDNER BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Frankfurt a. M., Gallusanlage 7

Strategisches und politisches Denken

Zwei Methoden werden heute üblicherweise angewandt, wenn man unliebsame politische Pläne nicht diskutieren möchte. Die erste, wirksamste, ist, den Autor als Kommunisten oder Kommunistenfreund zu verdächtigen. Das wirkt bei der heutigen Verfassung der öffentlichen Meinung wie ein Totschlag. Die Ansicht ist dann so diskreditiert, daß jede weitere Auseinandersetzung mit den Argumenten unnötig ist.

Diese Möglichkeit gab es bei George F. Kennan nach seinen aufsehenerregenden Vorträgen im BBC London über die Fehler der gegenwärtigen Politik des Westens nicht. Zeigte doch ein Blick in die Zeitungsbände des Jahres 1952, daß dieser Mann unmöglich ein Kommunist sein konnte. Er hatte damals auf dem Berliner Flughafen Tempelhof erklärt, er komme sich als US-Botschafter in Moskau wie in einem Internierungslager des Dritten Reiches vor. Die „Prawda" hatte daraufhin einen wüsten Angriff auf ihn veröffentlicht, und Stalin erklärte den Botschafter zur persona non grata.

Kennan kann man keine kommunistischen Sympathien vorwerfen. Er war es gewesen, der nach der Niederwerfung Hitlers den Optimismus amerikanischer Diplomaten dämpfte, die glaubten, die Zeit des ewigen Friedens sei angebrochen. Er gab damals den Amerikanern eine Einführungslektion in die kommunistische Weltrevolutionslehre, die der Ansicht waren, man solle „den alten Joe" nur in Ruhe lassen, denn der Krieg gegen Hitler habe gezeigt, daß er ein guter Bundesgenosse des Westens sei. Ein Aufsatz, den er als „Mr. X" in „Foreign Affairs" veröffentlichte, und der nichts weiter enthielt als einige realistische Bemerkungen zur Außenpolitik — etwa des Sinns, man müsse dem russischen Expansionsstreben entgegentreten und den Kommunismus eindämmen versuchen —, wirkte als Sensation. Seine Politik des containment bildete dann ein halbes Dezennium die Grundlage der amerikanischen Außenpolitik. Als Dank schickte man Kennan 1952 als Botschafter nach Moskau. Das Pflaster der sowjetischen Hauptstadt war Kennan nicht neu. Seine diplomatische Karriere hatte ihn schon in den dreißiger Jahren und von 1944 bis 1946 als hohen Botschaftsbeamten in die Sowjetunion geführt. Seine Moskauer Botschafterzeit endete mit dem bereits erwähnten Knalleffekt.

Der zweite Weg, eine unbequeme politische Ansicht zu diffamieren, ist, dem Autor vorzuwerfen, seine Pläne zur Entspannung in der Welt seien Illusionen. Die Realitäten der Politik seien einzig Atombomben, Sputniks und Fernraketen. Diese Methode wird besonders gern dann angewandt, wenn es sich um einen Intellektuellen, Professor gar, handelt. Intellektualität, Unterscheidungsvermögen wird heute in der Politik nicht sehr geschätzt. Wer Erfolg haben will, darf nicht versuchen, die Wirklichkeit in ihren komplizierten Verstrickungen zu begreifen, er darf sich nicht um die Zwischentöne bemühen, sondern muß ein praktikables Schwarz-weiß-Schema entwerfen.

Nun ist Kennan Intellektueller, Geschichtsprofessor, er bescheidet sich nicht mit der Aufteilung der Welt in ethisch wertvolle Demokraten und friedensfeindliche Kommunisten. Kennan weiß als Historiker, daß solche Vereinfachungen nicht stimmen. Er ist weit davon entfernt, die Handlungsweise der Kommunisten zu billigen, aber er scheut sich auch nicht, die Fehler des Westens beim Namen zu nennen.

Der Hauptfehler, den Kennan in der Politik des Westens erkennt, ist das Denken in militärisch-machtpolitischen Kategorien. Kennan war selbst Mitglied eines Arbeitsausschusses, der 1948 Vertragsklauseln der NATO ausarbeitete. Er wirkte damals bei dieser Aufgabe mit, da er der Ansicht war, daß der Westen etwas für seine militärische Verteidigung tun müsse. Hinter diesem militärischen Schild habe, so war Kennans Ansicht, die eigentliche Politik erst zu beginnen. „Durch diesen Schild gedeckt, dachte ich, würden wir zuversichtlich der kommunistischen Gefahr in ihrer bedrohlichsten Erscheinungsform entgegentreten — in der Gestalt eines inneren Problems der westlichen Gesellschaft." Aber es sollte anders kommen, als Kennan es sich vorgestellt hatte. Die amerikanische Politik, die von Jalta bis Potsdam in naiver Unkenntnis der wahren Lage den Kommunisten manchen fetten Brocken zugespielt hatte, schlug ins Gegenteil um und bewegte sich von Stund an wie ein störrischer Esel nicht mehr vom Fleck. Die Verbrüderung mit den Kommunisten während des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren verwandelte sich in erbitterten Haß. Heute scheint nach Ansicht Kennans westliche Politik ausschließlich auf Atombomben, Militärbündnissen und strategischen Stützpunkten zu beruhen. Die militärische Stärke, nach Kennans Ansicht nur eine Karte im diplomatischen Spiel der Eindämmung, ist zur einzigen geworden.

Ein Argument, das die Vertreter der Politik der Stärke immer wieder bringen, lautet: man müsse nur die westliche Position so stark wie möglich machen, dann bequemten sich die Sowjets schon zu erfolgversprechenden Verhandlungen. Kennan fragt: wieso sollte eine Verstärkung der NATO die Russen verhandlungsbereiter machen? Er hat damit die politische Psychologie auf seiner Seite. Hat etwa der sowjetische Sputnik die Vereinigten Staaten verhandlungsbereiter gemacht? Ein Vorsprung einer der beiden Machtblöcke auf der Rennbahn des Wettrüstens zwingt den anderen nicht auf die Knie, sondern spornt ihn zu neuer Rüstung an. Die Vereinigten Staaten haben schon angekündigt, daß sie alles daransetzen werden, bis spätestens 1960 den Vorsprung der UdSSR auf dem Gebiet der interkontinentalen Raketen einzuholen. Wo soll das hingehen? Wann ist ein Ende abzusehen? Wie können wir aus diesem Teufelskreis herauskommen? Der Hinweis, daß die Sowjets mit diesem Wettlauf begonnen hätten, ist nur eine Ausrede. „Wenn am Ende des jetzt eingeschlagenen Weges offensichtlich ein Atomkrieg bis aufs letzte stünde, dann wäre jeder andere Weg vorzuziehen."

Wie könnte eine Politik der Entspannung aussehen, die in der Lage wäre, jenen Wettlauf des Todes abzubremsen? Kennan sieht eine solche Möglichkeit in Europa. Hier könnte man einen ersten Schritt zur Entspannung tun. Was Kennan im Auge hat, ist ein europäisches Sicherheitssystem, wie es in der letzten Zeit von verschiedenen Seiten vorgeschlagen wurde.

Kennan mußte sich sagen lassen, daß seine Vorschläge „unrealistisch" seien. Er kann mit Gelassenheit auf seinen Aufsatz hinweisen, den er vor zehn Jahren als Mr. X geschrieben hat, und der eine Analyse der damaligen politischen Situation wäre, die bis heute unübertroffen ist.

N. W. Nicklas

Politische Philosophie

Hannah Arendt, bekannt als Autorin des Buches „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft", befaßt sich in ihrem jüngsten Essayband wiederum mit Themen politischer Philosophie. Die Essays gehen zurück auf Vorträge, die in den Jahren 1953 bis 1956 in den Vereinigten Staaten und Deutschland gehalten wurden. Ziel des Buches ist es, eine Reihe heute noch lebender politischer Begriffe auf ihre historischen Ursprünge zu reduzieren und den modernen Erfahrungen gegenüberzustellen, denen jene Begriffe angemessen sein wollen. Der Widerspruch zwischen Anspruch und Leistung dieser Begriffe ist das entscheidende Motiv der Analysen, die historisch-soziologischer und politisch-geistesgeschichtlicher Art sind. Wo sich die Autorin auf die Erörterung von im strengeren Sinne philosophischer Zusammenhänge einläßt, macht sich der Vortragscharakter der Aufsätze bemerkbar. In wenig ausgeführten und etwas zugespitzten Formulierungen, wenn sie mit einem Federstrich über ganze Jahrhunderte politischen Denkens hinweggeht.

Der erste Aufsatz befaßt sich mit dem Thema: „Tradition und die Neuzeit." Anfang und Ende des politischen Denkens im Abendlande sind für die Autorin durch die Gestalten von Platon und Marx bestimmt. Wendet sich in Platon die Philosophie um ihrer selbst willen zunächst einmal vom politischen Leben ab, um dann, Normen auferlegend, zu ihm zurückzukehren, so verläßt der junge Marx bewußt die Philosophie, um sie durch politische Aktion zu verwirklichen. Hier setzt die Zerstörung des politischen Denkens für Hannah Arendt ein. Sie behauptet, daß die Marxsche Rebellion deshalb a priori zum Scheitern verurteilt gewesen sei, weil er sich in seiner so ganz anderen Zeit allzusehr von den politischen und sozialen Bedingungen des athenischen Stadtstaats zur Zeit von Perikles habe leiten lassen. Was in Athen allen Vollbürgern eine Selbstverständlichkeit gewesen sei, habe er für alle Menschen erzwingen wollen. So richtig es ist, daß sich im Marxschen Gesellschaftsideal solche Züge wie Muße und Freiheit von Zwang finden, so konsturiert ist es, Marx zu unterstellen, er habe sich unmittelbar an die athenische Polis angelehnt. Aus dem Umstand, daß es in der Geschichte schon immer einzelnen Gruppen möglich gewesen ist, und zwar relativ auf ihre Zeit, vernünftig zu leben, folgt noch lange nicht, daß für Marx unter den Bedingungen des 19. Jahrhunderts die gleichen Forderungen, wie sie in der polis erfüllt waren, nicht einen radikal anderen Sinn gehabt hätten. Die Autorin vertritt ferner die These, daß Marx darin eben durch die Last der antiken Tradition bestimmt die Entwicklung der neuzeitlichen Gesellschaft mit Begriffen verfolgt habe, die einer ganz anderen Epoche entsprungen seien. Dadurch sei es bei ihm zur utopischen Ausdeutung vieler an sich ganz richtiger Aussagen gekommen. Daß ein so radikal-historischer Denker wie Marx sich seiner traditionellen Bindungen nicht bewußt gewesen sein soll, leuchtet nicht recht ein. Er hat zudem das Verhältnis von traditionellen und neuzeitlichen Ideen durchaus reflektiert, und zwar in dem Sinne, daß er den Sozialismus nicht so sehr als Destruktion des traditionellen Denkens, sondern vielmehr als die Realisierung seiner uneingelösten Ansprüche verstanden hat.

Marx hat den Menschen als Produkt seiner eigenen gesellschaftlichen Tätigkeit begriffen, was aber noch lange nicht heißt, daß er dem Begriff der Arbeit eine metaphysische Weihe gegeben hätte, wie die Autorin meint. Gerade dagegen hat er sich aufs schärfste in seiner Kritik am Gothaer Programm verwahrt. Für ihn war sie ein gesellschaftlich notwendiges Übel, was möglichst zeitlich zu begrenzen sei. Da sie für ihn kein metaphysisches Letztes ist, kann auch das Leben in einer klassenlosen Gesellschaft, die das Arbeiten auf ein Minimum beschränkt hat, nicht sinnlos werden, wie die Autorin unterstellt. Merkwürdig oft redet man heute von der Langeweile, die in einer emanzipierten Gesellschaft ausbrechen müsse, ehe man sich um die recht handgreiflichen Möglichkeiten ihrer Herstellung kümmert.

Ein weiterer Aufsatz behandelt das Verhältnis von Natur und Geschichte. Dabei geht die Autorin auf das Problem steigender Naturbeherrschung und die sich daraus ergebenden heilsamen und fruchtbaren Möglichkeiten ein. Die Studie über Politik und Geschichte in der Neuzeit gibt, über ihr Thema hinausgreifend, einen Abriß des Geschichtsdenkens und der Geschichtsschreibung, wobei sie die Eigentümlichkeit des modernen Prozeßdenkens, das die welthistorischen Individuen zu Exponenten und Trägern metaphysischer oder materieller Faktoren macht.

Die kenntnisreichen und sprachlich durchsichtigen Aufsätze haben eine etwa zu weitgefaßte Themastellung, wodurch sie mitunter an einer gewissen Vagheit leiden. Wie die Autorin andererseits aber selbst sagt, geht es ihr mehr darum, moderne politische Probleme behutsam zu bezeichnen, als mit dogmatischen Lösungen aufzuwarten, was sie auch weitgehend erreicht hat.

A. S.

Hannah Arendt: „Fragwürdige Traditionsbestände im politischen Denken der Gegenwart", Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt 1957, kartoniert 7,50 DM, Leinen 9,80 DM.

Soziologische Studientexte

Als junge Wissenschaft ist die Soziologie in weitem Maße auf die Schriften ihrer heroischen Vertreter im 19. Jahrhundert verwiesen, bei denen Forschung und Wille zur Umgestaltung der sozialen Verhältnisse einander trugen und bedingten. Nahezu alle bis auf den heutigen Tag bestimmenden Forschungsmotive treten uns in den großen soziologischen Texten des 19. Jahrhunderts entgegen. Deren eingehendes Studium läßt sich auch nicht ersetzen durch die Kenntnis aller Raffinessen empirischer Sozialforschung, wie sie von der modernen amerikanischen Soziologie ausgearbeitet worden sind. Gerade die empirische Forschung verfehlt ihren Zweck, sofern sie sich als bloße Sammlung von ad-hoc-Verfahren versteht und jenen historischen Sinn für Entwicklungstendenzen vermissen läßt, den Nietzsche für das Herangehen an soziologische Probleme immer wieder gefordert hat. Die Einheit von historischer und systematischer Betrachtungsweise ist es besonders, die die Lektüre der soziologischen Klassiker lehren kann.

Noch immer steht jedoch einem intensiveren Studium der historischen Quellen der Soziologie der Umstand entgegen, daß die dazu benötigten Texte kaum mehr oder noch nicht wieder zugänglich sind. Dasselbe gilt auch von den französischen Aufklärern des 18. Jahrhunderts, von denen so gut wie nichts im Handel erhältlich ist, obwohl Soziologen und Sozialpsychologen noch heute zum Beispiel aus Helvétius manche kritische Einsicht gewinnen können. Angesichts dieser Quellenlage ist es sehr zu begrüßen, daß in jüngster Zeit der Alfred-Kröner-Verlag, Stuttgart, einige für den Soziologen bedeutsame Quellen herausgebracht hat.

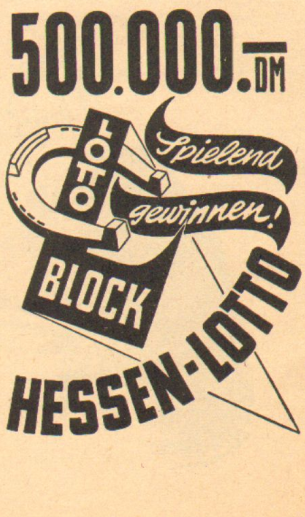
Da ist einmal die von Thilo Ramm zusammengestellte und eingeleitete Sammlung frühsozialistischer Quellentexte, die einen großzügigen Überblick über die Entwicklung des sozialen Denkens bis zu Marx und Engels gewährt. Es handelt sich um ausgewählte Stücke, die jedoch vollständig wiedergegeben werden mit kurzen sozialhistorischen Einführungen in die jeweiligen Autoren und bibliographischen Materialien. Einige Babeufsche Entwürfe zu Wirtschaftsgesetzen bilden den Auftakt. Es folgen Fragmente des utopischen Sozialismus, so die berühmte „Parabel" Saint-Simons, die systematische Darstellung des Saint-Simonismus durch Enfantin und Bazard sowie die schneidende Kritik Fouriers an den bürgerlichen Liebes- und Eheverhältnissen. Robert Owens Milieu- und Erziehungstheorie tritt uns in vier, sonst wohl kaum in deutscher Sprache veröffentlichten Aufsätzen entgegen. Ferner enthält der Band kurze charakteristische Texte von Cabet, Louis Blanc und Weitling. Auswahlausgaben stellen stets Kompromisse dar. Thilo Ramm, einem vorzüglichen Fachmann für die frühsozialistische Problematik ist es gelungen, dem Leser die entscheidenden Positionen der Autoren zu Eigentum und Recht, Ehe und Familie, Revolution und politischer Taktik zu vermitteln.

Unter dem Titel „Die Frühschriften" bringt Friedrich Landshut eine Auswahl der Marxschen Arbeiten von der Dissertation bis zum Kommunistischen Manifest heraus. Wer sich mit der Fülle der Marxschen Veröffentlichungen aus dieser Zeit näher vertraut gemacht hat, wird die Auswahl nicht als besonders zufriedenstellend empfinden können, zumal Zeitgebundenes und Aktuelles in solchen Schriften wie der „Heiligen Familie" und der „Deutschen Ideologie" derart miteinander verwoben sind, daß es nicht immer möglich ist, beide Momente voneinander zu scheiden, wie dies der Herausgeber versucht. Immerhin wird der Übergang Marxens von der Hegelschen Philosophie zur Politik deutlich, wie er sich unter dem Einfluß der Feuerbachschen Philosophie, seiner ökonomischen Studien und seiner journalistisch-politischen Tätigkeit vollzog. Begrüßenswert ist es, daß der Band entscheidende Partien der Marxschen Doktordissertation enthält, in der mehr Motive seines späteren Denkens stecken, als man gemeinhin annimmt. Aufgenommen wurden die berühmten Pariser Manuskripte aus dem Jahre 1844 und die Feuerbachthesen. Dazu treten einige Briefe an Linkshegelianer und Auszüge aus Artikeln der „Rheinischen Zeitung". Die Ausgabe tritt an die Stelle der alten zweibändigen, die Landshut unter dem Titel „Der historische Materialismus" im Jahre 1932 veröffentlichte und ist gegenüber dieser um die im selben Jahre entdeckten Pariser Manuskripte vermehrt worden. Solange es im Westen Gesamtausgaben der Marxschen Frühschriften nicht gibt, dürfte der Landshutsche Sammelband die Quelle sein, auf die der Interessent zurückgreifen kann.

Auch das meist weniger bekannte als geschmähte Hauptwerk von Marx ist wieder in einem Auswahlband zugänglich. Herausgeber ist der Sohn Karl Kautskys, der schon 1929 eine Kurzausgabe des „Kapital" veröffentlichte. Das dreibändige Werk schrumpft auf etwa 700 Seiten zusammen und ist in dieser Form zu Studienzwecken durchaus verwendbar, weil die herausgenommenen Stellen genau bezeichnet sind und sich diese im wesentlichen auf Zeitgeschichtliches beziehen, so daß der theoretische Gedankengang vollständig erhalten ist. So ist das berühmte Kapitel vom Fetischcharakter der Ware ohne Kürzungen aufgenommen. Ebenso die Abschnitte über die Produktion des relativen und absoluten Mehrwerts und die wichtigen Partien über die historische Tendenz des Kapitalismus. Gerade bei einem Werk wie dem „Kapital" muß man es als besonders schmerzlich empfinden, daß die zahlreichen und auch für das Verständnis des historischen Materialismus bedeutsamen Fußnoten fortgelassen wurden. — Obwohl gerade die ökonomischen Lehren Marxens heute umstritten sind, ist das „Kapital" als Mittel, sich soziologisches Denken anzueignen, durchaus noch nicht so überholt, wie diejenigen meinen, die es immer wieder totsagen.

A. S.

„Der Frühsozialismus", herausgegeben von Thilo Ramm, Kröner-Verlag Stuttgart, Taschenausgabe Band 223, 12,00 DM.
Karl Marx, „Die Frühschriften", herausgegeben von Siegfried Landshut, Kröner-Verlag Stuttgart, Taschenausgabe Band 209, 13,50 DM.
Karl Marx, „Das Kapital", herausgegeben von Benedikt Kautsky, Kröner-Verlag Stuttgart, Taschenausgabe Band 64, 17,50 DM.



Studententag in Karlsruhe

Der 5. Deutsche Studententag im Mai in Karlsruhe wird im Vergleich zu den vorangegangenen Treffen anders aussehen, denn der Verband Deutscher Studentenschaften hat sich für den kommenden Studententag neue Ziele gesetzt, vor allem, jedem anwesenden Studenten Gelegenheit zu geben, mit seiner Meinung zu Wort zu kommen. Alle Diskussionsthemen des Treffens sollen möglichst eingehend und realistisch diskutiert werden. Als Ergebnis des Treffens erwartet man allerdings keine endgültigen Antworten, denn dafür sind die Probleme zu komplex. Dagegen hofft man auf originelle Beiträge aus dem Kreis der Studenten. Dies ist die Grundvorstellung des Verbandes von der Organisation des Studententags. Er steht unter dem Leitgedanken: „Restaurieren — reparieren — reformieren, die Universität lebendig erhalten."

Die Organisation sucht zunächst die Teilnehmerzahl des Studententags auf 700 Studenten festzulegen. An die auszuwählenden Teilnehmer werden Fragebogen versandt, in denen jeder seine über das Fachstudium hinausgehenden Interessen im einzelnen nachweisen muß. Die Teilnehmer werden von den AStA, den Fachschaften der Fakultäten, von Professoren und Assistenten, studentischen Gemeinschaften und der Studentenpresse nominiert. Durch dieses Verfahren glaubte der VDS eine qualifizierte Teilnehmerschaft auswählen zu können.

Diese 700 ausgewählten Studenten werden in Karlsruhe in dreißig Diskussionsgruppen von jeweils 25—30 Personen aufgeteilt. Jede Diskussionsgruppe wird von einem Doktoranden oder einem Studenten höheren Semesters geleitet. Die Diskussionsleiter selbst sind durch zwei vorbereitende Seminare bereits mit den Themen des Treffens vertraut gemacht worden.

Das Hauptthema „Hochschulreform" ist in drei Unterthemen aufgegliedert worden: 1. Universität — Studium — Bildung, 2. Universität — Staat — Gesellschaft, 3. Universität als Korporation. Diese Unterthemen sind wiederum unterteilt in jeweils 15—20 Fragestellungen. Jedem Diskussionsteilnehmer wird vorher das Thema seiner Diskussionsgruppe mitgeteilt. Als Rahmenprogramm werden von zwei Professoren Grundsatzreferate gehalten.

In Köln, Berlin, München und Hamburg hatte man der Öffentlichkeit Studentendemonstrationen vorgeführt. Unbillig wäre, diese Demonstration als vom VDS bewußt geplante Shows zu bezeichnen, die nichts anderem zu dienen hatten, als einmal in zwei Jahren möglichst viel Lärm und Prunk zu inszenieren. Bei diesen früheren Treffen hatte man vielmehr die Absicht, die Studentenschaft als politische Pressuregroup auftreten zu lassen. Darum wollte man an Superlativen nicht sparen. So sind auch die riesigen Teilnehmerzahlen verständlich, die hochtrabenden Ideen und die Anwesenheit der berühmtesten Professoren als Festredner. Man glaubte, die Öffentlichkeit und die Verantwortlichen im Staat würden die Studentenschaft als Machtfaktor bei politischen Entscheidungen anerkennen, was allerdings eine Fehlspekulation war.

Besonders der Hamburger Studententag zeigte deutlich, wie gering das Interesse der Öffentlichkeit und der Politiker war. Der Studententag war ein Kongreß unter anderen; Presse und Rundfunk zeigten schwaches Interesse, und die eingeladenen Politiker entschuldigten sich mit Grußtelegrammen. Einen Schuldigen für diese Fehlentwicklung zu suchen, ist müßig. Denn die politisch indifferente Öffentlichkeit ist wahrscheinlich ebenso sehr schuldig wie die selbstzufriedenen Politiker, die ihrer Sache so sicher sind, daß sie die Meinung der Studenten ignorieren zu können glauben. Sicher haben auch die Studenten selbst schuld daran, denn sie verstanden es nicht, aus dem Hamburger Studententag mehr als einen Durchschnittskongreß zu machen. Routine und Konvention ersetzten geistige Auseinandersetzungen. Wohl, weil die Mehrheit der Studenten nicht mehr ist als ein Teil der indifferenten Öffentlichkeit. Die Hamburger Diskussionen verliefen meist in abstrakter Unverfänglichkeit, waren Rededuelle zwischen einigen Studentenfunktionären, denen der Konferenzsaal schon längst zweite Heimat geworden ist.

Die Veranstalter des 5. Deutschen Studententages haben das Fazit aus dem vergangenen Mißerfolg gezogen, die Teilnehmer sind auf die Diskussion vorbereitet, jeder wird zu Wort kommen können. Doch was wird von diesen Diskussionen zu erwarten sein? Studenten werden mit Studenten anderer Universitäten sich aussprechen, wobei sich vielleicht Gelegenheit zu weiterer Zusammenarbeit ergibt. Damit ist vielleicht etwas gewonnen. Entscheidend wird sein, mit wieviel Sachkenntnis und mit wieviel Begeisterung diese Gespräche geführt werden.

Michael Schumann

*

Protokoll

der Nebensächlichkeiten

Auf Grund der Erklärung des Studentenparlaments und des AStA besuchten folgende Kommilitonen die Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt:

1. von der Studentenkommission des Zentralrats der FDJ Herr Klaus Montag;
2. vom „FORUM" Herr Gerd Billing;
3. als Mitglieder der Studentenvertretung (FDJ Hochschulorganisation) der Martin-Luther-Universität Halle die Herren Karl Richter und Heinz-Dieter Winter.

Der Referent für Gesamtdeutsche Fragen, Herr Klaus L. Scheunemann, lud folgende Studenten und Mitglieder der studentischen Selbstverwaltung der Johann Wolfgang Goethe-Universität zu einem Gespräch mit den Obengenannten über die durch die „Frankfurter Erklärung" angeschnittenen Fragen ein: Hans-Peter Bleuel (Pressereferent des AStA), Walter Fastabend (Mitglied des Ältestenrats), Wolfgang Fastabend (Sprecher der naturwissenschaftlichen Fachschaft), Werner Hofmann (3. AStA-Vorsitzender), Jürgen Krieg (Sprecher der juristischen Fachschaft), Helmut Minor (Vizepräsident des Studentenparlaments), Jochen Oppawsky (2. AStA-Vorsitzender), Ursula Oppenberg, Norbert Filtzing (Mitherausgeber des „DISKUS").

Die Gäste aus Berlin und Halle begrüßten die Initiative des Studentenparlaments und der AStA der Johann Wolfgang Goethe-Universität in der Frage der Gefahren der atomaren Rüstung. Sie unterstützten die in der „Frankfurter Erklärung" erhobenen grundsätzlichen Forderungen, ohne daß in der Beurteilung der Ursachen der gegenwärtigen Weltlage Einmütigkeit erzielt werden konnte. Die Auffassungen über den zu beschreitenden Weg — so in der Frage des Rapacki-Plans und eines Volksentscheids — waren ebenfalls geteilt.

Die Kommilitonen aus Halle informierten die Frankfurter Kommilitonen über die an der Universität Halle begonnene Unterschriftensammlung für die Durchführung eines Volksentscheids über den Rapacki-Plan.

Die Gesprächsteilnehmer waren der Ansicht, daß in Anbetracht der Bedeutung des Problems der atomaren Rüstung die Studenten in beiden Teilen Deutschlands in Zukunft mehr als bisher im offenen Gespräch ihre Standpunkte erörtern sollten, um eines gemeinsamen besseren Verständnisses willen. Die Gesprächsteilnehmer bekräftigten ihren Willen, den Kontakt zwischen den Studenten der Universitäten Halle und Frankfurt zu intensivieren. Als erster Schritt hierzu sollten an beiden Universitäten Gespräche über die Gefahren der atomaren Rüstung und Möglichkeiten ihrer Bannung unter Beteiligung von Vertretern beider Universitäten stattfinden.

Die Gesprächsteilnehmer hoffen, daß auch zwischen Studenten anderer Universitäten beider Teile Deutschlands in nächster Zeit ähnliche Gespräche zustande kommen.

2. Februar 1958.

Klaus L. Scheunemann
(Referent für Gesamtdeutsche Fragen)
Karl Richter
(Studentenvertretung der Universität Halle — FDJ Hochschulorganisation)

WAHLRECHT — WAHLPFLICHT

Auch Sie geben Ihre Stimme ab bei den Wahlen zum Studentenparlament am

Mittwoch, dem 19. 2. 1958
Donnerstag, dem 20. 2. 1958
Freitag, dem 21. 2. 1958

Besuchen Sie die Fachschaftsversammlungen!

Der Wahlausschuß

Nächster Redaktionsschluß: 10. April 1958

...eine Filter-Cigarette die schmeckt

Neues Machwerk

Anfang Dezember durften die Studenten der FU nicht nur ihren neuen Konvent wählen (Wahlbeteiligung 68,5%, zum Vergleich 1956: 73%; 1955: 52%), auch die neue Satzung konnte angenommen oder abgelehnt werden. Das bisherige Leben der Studentenvertretung an der FU vollzog sich nach der „alten Satzung", die zur Gründerzeit der FU von einigen juristisch begabten Studenten verfaßt worden war, aber niemals durch die vielen Gremien ratifiziert wurde. Man verfuhr mit ihr quasi gewohnheitsrechtlich. Da man aber mit ihrem Inhalt nicht in allen Punkten mehr übereinstimmte, begann man vor rund drei Jahren, an dem Entwurf einer neuen Satzung zu arbeiten. Im Sommer 1956 hatte sie knapp ein halbes dutzendmal dem Konvent vorgelegen, und mit jeder neuen Vorlage ließ die Intensität der Beratung nach. Der Konvent nahm schließlich jede gewünschte Änderung an. Erst im Frühjahr 1957 wurde die Satzung vom akademischen Senat nach weiteren Schwierigkeiten genehmigt. Der Volksbildungssenator meldete nun auch noch einige Änderungswünsche an, denen der Konvent bedingungslos zustimmte, weil er, des Kampfes müde geworden, nur noch schnelle Erledigung wünschte. Bis jetzt steht die Genehmigung des Volksbildungssenators noch aus. Trotzdem hat der AStA die Satzung Anfang Dezember der Studentenschaft zur Urabstimmung vorgelegt. Sie wurde mit 53,7% gegen 6,5% angenommen. In Kraft treten kann sie allerdings erst einen Monat nachdem der Volksbildungssenator ihr seinen Segen erteilt hat. Dem Inhalt nach scheint die Satzung brauchbar, jedoch kommt es bei einem Gesetz ja auch auf die Auslegung des Textes an, und die war oft mangelhaft. Bisher wurde die Satzung und verschiedene die Arbeit der Studentenvertretung berührende Ordnungen stets so ausgelegt, wie man es im Augenblick gerade brauchte. Man muß also warten, wie sich das neue Machwerk bewähren wird.

Hermann Müller

Keine Pressedelegation

Anlaß zur Diskussion über die Schaffung von Kontakten mit den Studenten hinter dem Eisernen Vorhang war eine Einladung zum Austausch einer Pressedelegation, die von N. Diko, dem Sekretär des Studentenrates der UdSSR, ausgesprochen wurde.

Der Studentenrat der UdSSR hat eine westdeutsche Studentendelegation zum Besuch Moskaus eingeladen. Nachdem nun feststeht, daß Dieter Bielenstein, Bonn, Klaus Tiedemann-Lemberg, Hamburg-Nienstedten, Hermann Schmitt, Frankfurt, Günther Gruppe, Frankfurt, Hermann Uhlig, Berlin, als Vertreter der westdeutschen Studenten an der Reise nach Moskau teilnehmen werden, steht fest, daß der ursprüngliche Plan, eine Pressedelegation zu entsenden, von Bonn aufgegeben wurde.

In der zweiten Hälfte des Februars wird eine Delegation sowjetischer Studenten in Bonn eintreffen.

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf-B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote unverbindlich!

Wir vermitteln

unverbindlich, individuell und kostenfrei Stellen für

Ärzte und Zahnärzte
Apotheker
Diplom-Chemiker
Diplom-Mathematiker
Diplom-Kaufleute
Diplom-Volkswirte
Diplom-Handelslehrer
Juristen

Interessenten werden gebeten, sich unmittelbar in Verbindung zu setzen mit der

Zentralstelle für Arbeitsvermittlung
Frankfurt am Main
Eschersheimer Landstraße 1-7

Für Studierende
Vorzugspreis mtl. DM 2,90

Deutsche Zeitung
und Wirtschafts Zeitung

In den Semesterferien portofreier Versand an die Heimatanschrift
Bestellungen und kostenlose Probenummern beim AStA

VERLAG CURT E. SCHWAB G. M. B. H. · Stuttgart W · Silberburgstraße 193

„Tod fürs Vaterland"

Um das Zitat aus den Oden des lateinischen Dichters Horaz „Süß und ehrenvoll ist es, für's Vaterland zu sterben" (Dulce et decorum ist pro patria mori) gab es innerhalb und außerhalb der Münchner Universität seit Mitte Dezember lebhafte Auseinandersetzungen. Der Spruch befindet sich an einem Ziergitter, gerade an der Stelle, an der die Geschwister Scholl im Februar 1943 mit Flugblättern zum Widerstand gegen Hitler und den Krieg aufgerufen haben.

Aufgebrachte Studenten beschwerten sich über die erneuerte Inschrift bei der Universitätsverwaltung und beim Allgemeinen Studentenausschuß. Sie erklärten, der Spruch, ursprünglich als Trost für die Hinterbliebenen gefallener Krieger gedacht, habe in unserer Zeit seinen Sinn verloren. Vier Studenten befestigten über dem Ziergitter ein Tuch mit der Aufschrift: „Schändlich und dumm ist es, für den Wahnsinn zu sprechen." Das Spruchband wurde zwar von der Universitätsverwaltung entfernt, doch verdeckten bald zwei aufgeschraubte Metallplatten den anstößigen Text. Gleichzeitig forderte der Akademische Senat die Angehörigen der Universität auf, lateinische oder griechische Zitate vorzuschlagen, die die alte Inschrift ersetzen sollen. Auch in den Leserbrief-Spalten der Tagespresse fand diese Frage starken Widerhall.

Bei der Münchner Universität gingen Hunderte von Zuschriften ein. Allerdings meldeten sich neben einigen Professoren nur drei Studenten. Die meisten Einsendungen kamen von Angehörigen anderer Berufe, darunter auch viele aus West- und Norddeutschland: kurze Vorschläge und lange Briefe, in denen die traditionelle Inschrift verteidigt wurde.

Photokopien, Lichtpausen, Photodruck, Reproduktionen, Großphotos, Diapositive, Mikrofilm.

Sie Photocopie Gesellschaft
WESTENDSTR. 47, Tel. 37344

Die Umfrage einer Münchner Zeitung unter Studenten, brachte neben anderen, folgende Vorschläge: „Die Gedanken sind frei"; „Im Waffenlärm schweigen Gesetze" (beides Aussprüche von Cicero); „Recht ist's vom Feinde zu lernen" (Ovid); „Die Unterworfenen schonen, die Übermütigen besiegen"; „Der Geist bewegt die Masse" (beides Virgil). „Quot capita, tot sensus" (Soviel Köpfe, soviel Meinungen) hieß ein anderes Zitat, das den Satiren des Horaz entnommen wurde.

Während der Vorschlag, die Verse aus Goethes Schauspiel „Des Epimenides Erwachen" zu nehmen, die am Schluß des Flugblattes der Geschwister Scholl standen, in die engere Wahl kam, entschied sich der Rektor der Universität München, Prof. Dr. Egon Wiberg, für den Sinnspruch „Mortui viventes obligant" — Die Toten verpflichten die Lebenden.

Damit wäre der Streit entschieden gewesen. Aber der Allgemeine Studentenausschuß, die mit einer Wahlbeteiligung von knapp 50 Prozent gewählte Selbstverwaltungskörperschaft der Studierenden, beschloß in seiner Sitzung vom 15. Januar, den Rektor zu bitten, die alte Inschrift „Dulce et decorum est pro patria mori" stehen zu lassen. Dieser Beschluß brachte nun die Gemüter zum Sieden, zumal nur zehn von 21 AStA-Mitgliedern, begünstigt durch Abwesende, die Entscheidung getroffen hatten. Die zehn Befürworter gehören dem „rechten" Flügel des AStA an, der vorwiegend aus Korporationsstudenten besteht. Den „linken" Flügel bilden zehn unabhängige Studenten und Mitglieder von politischen Studentengruppen.

Wegen zahlreicher neuer Proteste sah sich der AStA gezwungen, eine außerordentliche Vollversammlung der gesamten Studentenschaft einzuberufen. Während die Korporationsverbände, die sich zum großen Teil für das ursprüngliche Horaz-Zitat ausgesprochen hatten, ihre Mitglieder zur Teilnahme an der Vollversammlung verpflichteten, begannen Angehörige des „Rings freier und politischer Studentengruppen" mit Genehmigung des Rektors Unterschriften für eine Änderung der Gitterinschrift zu sammeln. In wenigen Tagen waren rund 1000 Unterschriften beisammen. Einige Listen, die von zwei Korporationsangehörigen des KV (Kartellverband nichtfarbentragender katholischer Studentenvereine) im Auditorium maximum entwendet worden waren, konnten wiederbeschafft werden.

Auf Plakaten, die der „Ring freier und politischer Studentengruppen" auf dem Universitätsgebiet angeschlagen hatte, hieß es: „Für ‚Dulce et decorum est pro patria mori' sind zehn, also nicht einmal die Hälfte der AStA-Mitgleder. Für ‚Mortui viventes obligant' sind Seine Magnifizenz Professor Dr. Wiberg und mindestens 1000 Studenten. Die Entscheidung fällt nun in der Vollversammlung . . ."

Drei Dinge waren es, die den „Ring freier Studentengruppen zu seiner Unterschriftensammlung und zu der Plakataktion veranlaßten:

1. Für den AStA-Beschluß zugunsten der ehemaligen Gitterinschrift sprachen vor allem zwei Studenten, die im AStA gar nicht stimmberechtigt sind: Josef B. (KV) als Mitglied des AStA-Ältestenrats und Rüdiger S. als Sportreferent. Ferner wies der „Ring" in einer Pressekonferenz darauf hin, daß B. im Vorjahr wegen aktiver Wahlbeeinflussung zugunsten seines Korporationsverbandes vom Amt als AStA-Wahlleiter der theologischen Fakultät suspendiert werden mußte. S. habe sich bereits als Werber für die Deutsch-Soziale Union Otto Strassers in der Hochschule einen „Namen" gemacht.

2. Aus den Reihen des AStA wurde dem „Ring freier Studentengruppen" vorgeworfen, bei seiner Aktion „von östlicher Seite" beeinflußt zu werden.

3. Der „Sozialistische Deutsche Studentenbund" erhielt auf ein Flugblatt hin, das die Frage des umstrittenen Zitats erneut aufwarf, eine solche Flut von Zuschriften, daß sich die mit dem SDS im „Ring" vereinigten Studentengruppen zur Unterschriftensammlung entschlossen.

Seit den erbitterten Auseinandersetzungen um die Wiederzulassung der schlagenden und farbentragenden Korporationen an den Hochschulen schlugen die Wogen der Erregung nicht mehr so hoch wie am 30. Januar, als in der überfüllten Aula die Studentenschaft über das Horaz-Zitat entscheiden sollte. Etwa 3000 Studierende waren erschienen: mehr als je zuvor seit 1945. In Anwesenheit des Rektors kam es zu einer fast vierstündigen, erregten Debatte, die oft von Beifallskundgebungen, schrillen Pfiffen und ohrenbetäubenden Pfui-Rufen unterbrochen wurde. Die Verwaltung der Universität hatte alle Vorbereitungen getroffen, um eine Saalschlacht zu verhindern. Auf den Gängen vor der Aula patrouillierten fünfzehn Männer mit Schirmmützen als „Hauswache".

Zu Beginn nannte AStA-Vorsitzender Udo Janssen die Auseinandersetzung um den Sinnspruch eine „interne Hochschulangelegenheit". Er könne nicht begreifen, warum der Meinungsstreit in der Öffentlichkeit zu einem Politikum gemacht worden sei. Rektor Prof. Dr. Wiberg ging auf die Geschichte des Horaz-Zitates ein, das vor einem halben Jahrhundert im Lichthof der Universität angebracht worden sei. „Heute geht es nicht darum, ob der Spruch bleibt. Es geht um die Respektierung der Gefühle. Nach zwei Weltkriegen und nach Hiroshima mag das Wort vom süßen Tod für das Vaterland manchem Menschen auf der Lippe erstarren."

Ein Student, der den Ausspruch von Horaz als „Lobpreis der Vaterlandsliebe" zu verteidigen versuchte, wurde mit dem Zwischenruf: „Sollen wir deshalb verrecken?" und durch minutenlanges Pfeifen am Weitersprechen gehindert. Bei der Diskussion war die Aula in zwei Lager gespalten: links saßen die Vertreter des Liberalen und des Sozialistischen Studentenbundes, rechts die Angehörigen des AStA und der Korporationen. Die freien Studenten waren auf beide Seiten verteilt. Ein Mitglied des Liberalen Studentenbundes erklärte: „Der Aufbau der Bundesrepublik ist nach dem Motto vor sich gegangen: Lasset alles beim Alten und prüfet wenig, denn alles Alte ist gut. Dieses Verfahren nennt man Restauration. Sie hat sich auch beim Ziergitter im Lichthof wieder gezeigt." Andere Studenten meinten, das Horaz-Zitat symbolisiere übersteigerten Nationalismus. Gelächter gab es, als ein Diskussionsredner erklärte, Horaz selber habe Anno 42 bei Philippi seinen Schild aufs Schlachtfeld geworfen und sei geflohen. Das sei zwar nicht schön, wenn man solche vaterländischen Sprüche verfasse, die in ihrer „Handlichkeit" ein gefährliches Instrument seien und sich auf Friedhöfen besser ausnehmen würden, aber als Dichter von Rang dürfe man Gefühle eben so ausdrücken.

Ein ungarischer Student, der am Freiheitskampf in Budapest teilgenommen und im Zuchthaus gesessen hat, erzählte, er habe in der Zelle mit einem Stückchen Draht das Horaz-Zitat in die Wand geritzt. Er könne sich nichts Schöneres vorstellen als den Tod fürs Vaterland. Der Ungar bat, man möge ihm das schmiedeeiserne Gitter überlassen, damit er es an würdiger Stelle aufbewahren könne.

Am Schluß der Debatte sprachen sich drei Viertel der Studenten für den Vorschlag des Rektors aus. Damit wird der Spruch: „Dulce et decorum est pro patrice mori" durch die Inschrift: „Mortu viventes obligant" (Die Toten verpflichten die Lebenden) ersetzt.

Dieter Großherr.

Frankfurt an letzter Stelle

Seit drei Jahrzehnten bestehen die Institute für Leibesübungen an den Universitäten. Studenten, unterstützt von Professoren, machten sich zu Vorkämpfern dieses damals neuen Anliegens. Die Studententagungen in Göttingen (1920), Würzburg (1921) und Erlangen (1921) forderten die Pflege der Leibesübungen, den Beteiligungsnachweis als Zulassungsbedingung zu Abschlußprüfungen und schließlich die in freiwilliger Selbstbestimmung übernommene Pflichtteilnahme. Über die beiden letzten Forderungen sind strittige Auffassungen mehr als verständlich. Die Entwicklung wurde beeinträchtigt, als in Verkennung ursprünglicher Absichten die Leibeserziehung vom ideellen, pädagogischen Anliegen in eine betont wehrpolitische Zielsetzung umschlug. Die Erkenntnis, daß die Leibeserziehung an den Universitäten nicht ausgeklammert werden kann, aktivierte Studierende, Lehrkörper und Behörden. August Bier und Eduard Spranger beeinflußten diese positive Entwicklung nach dem Ersten Weltkrieg entscheidend durch Wort und Tat. In der jüngsten Vergangenheit waren es der leider zu früh verstorbene Prälat Wolker und Professor Hermann Nohl.

Die Aufgaben der Institute für Leibesübungen sind in den neuen Empfehlungen zur Förderung der Leibeserziehung in den Schulen und Hochschulen durch die gemeinsame Konferenz der Kultusminister der Länder, die kommunalen Spitzenverbände und den Deutschen Sportbund eindeutig festgelegt worden. Sie haben folgende wesentliche Aufgaben durchzuführen:

1. Studium der Leibeserziehung in der Ausbildung von Philologen.
2. Freiwilliger Sportbetrieb der Studierenden auf breitester Grundlage.
3. Sinnvolle Lenkung des Wettkampfwesens als Teil der studentischen Selbstverwaltung in Verbindung mit dem Institut für Leibesübungen.
4. Fortbildungslehrgänge für Lehrkräfte auf dem Gebiet der Leibeserziehung.

Jedes Institut ist in seiner Leistung nicht nur vom guten Willen abhängig, sondern von den äußeren Gegebenheiten. Niemand würde ohne Not daran denken, Vorlesungen und Seminare in städtische Vortrags- oder Sitzungsräume zu verlegen oder auch naturwissenschaftliche Praktika in den Laboratorien und Lehreinrichtungen von Industriebetrieben abzuhalten. Es wird als selbstverständlich betrachtet, daß eine Hochschule eigene Einrichtungen für die wissenschaftliche Lehre und Forschung besitzt und daß diese Stätten nach Möglichkeit eine geschlossene Anlage bilden.

In Frankfurt ist das leider nicht der Fall. Außer einigen unzulänglichen Verwaltungsräumen mit Bibliothek, einem Bootshaus und einem Fechtraum im Studentenhaus besitzt das Institut keine universitätseigenen Anlagen. Praktische Übungen werden in städtischen Schulturnhallen und Sportplätzen durchgeführt. Diese stehen nicht zu den gewünschten Zeiten zur Verfügung, weil sie gerade dann weitgehend beansprucht werden. Alle Bemühungen um eine befriedigende Lösung sind fehlgeschlagen und müssen es, weil es unmöglich ist, die Zweckbestimmung dieser Anlagen nur auf die Bedürfnisse der Universität abzustimmen. Turn- und Sporthallen, Plätze und Schwimmanlagen sind über das ganze Stadtgebiet verstreut und erfordern für die Studenten einen Weg- und Zeitaufwand, der nicht tragbar ist, um eine organische Verbindung im Sinne der Universitas zu erreichen.

Dieses Zentralproblem kann nur gelöst werden, wenn eine universitätseigene Anlage geschaffen wird, um jedem Studenten zu jeder Zeit die Möglichkeit vielseitiger körperlicher Betätigung zu geben. Nur wenn diese Anlage in der Nähe der Universität beheimatet ist, erscheint die Eingliederung in den Lehrbetrieb möglich. In der letzten Zeit ist mehrfach in der lokalen Presse der Plan eines Institutsneubaues im Stadiongelände erörtert worden. Der Plan, 9 Kilometer vom Universitätskern entfernt eine gewiß großartige zentrale Sportanlage einschließlich Institut für Leibesübungen zu schaffen, geht an der Verschiedenartigkeit der Aufgaben der beteiligten Institutionen vorbei. Das Institut für Leibesübungen der Universität kann sich nicht vom gesamten Universitätsbetrieb isolieren, wenn ein organischer Einbau gewährleistet bleiben soll. Was man den Volks- und höheren Schulen einräumt, das sollte man der Hochschule unter Anerkennung ihrer sehr zweckbedingten Aufgabe nicht vorenthalten.

Das Institut in Frankfurt am Main steht im Bundesgebiet an letzter Stelle, besonders aber hinter den Hochschulen Darmstadt, Karlsruhe und Hannover, die über vorbildliche Anlagen verfügen, ohne schwerpunktmäßig in der Philologenausbildung eingesetzt zu sein. Obwohl das Land Schleswig-Holstein zu den finanzschwachen Bundesländern gehört, besitzt das Institut für Leibesübungen der Universität Kiel, deren gesamter Baukomplex ebenfalls auf Grund der Kriegszerstörungen neu erstellt wurde, bereits seit Jahren eine Anlage, die als vorbildlich gilt. Die Universität Mainz (nach 1945 gegründet) konnte im April des Jahres 1957 durch ihren Rektor dem Institut für Leibesübungen eine mustergültige Anlage inmitten des Universitätsgebiete übergeben.

Klaus Heymann

P S
(Prämien - Sparen)
Jahresauslosung 10. Februar 1958
Gewinne von je 5000,— DM entfielen auf folgende Glückszahlen:
Nummern 71385, 76765, 82626 88188, 93496, 48477.
Mit Fortuna und Frau Sparsamkeit bringt man's im Leben doppelt weit!
FRANKFURTER SPARKASSE
VON 1822 (POLYTECHNISCHE GESELLSCHAFT)
Hauptstelle: Neue Mainzer Straße 49-51 · Zweigstellen in allen Stadtteilen · Fernsprecher: Sammel-Nr. 20202

den, nämlich eine jährliche Summe von 4 Mio DM als gemeinsamer Beitrag der Stadt Frankfurt a. M. und des Landes Hessen. Der Grund dafür ist der, daß die Universität Frankfurt nicht wie die anderen deutschen Universitäten als Landesuniversität gegründet worden ist, sondern als eine Stiftung. Bei der Gründung der Universität schwebte den Stiftern vor, daß ihre Kapitalien bzw. deren Erträgnisse für den Unterhalt ausreichen würden. Schon die Inflation machte einen Strich durch diese Rechnung, und nach dem 2. Weltkrieg kam hinzu, daß die Universität zu zwei Drittel zerstört war. Weil aber in der Gründungsvorstellung an keine öffentlichen Finanzträger der Universität gedacht war, dauerte es so lange, bis die Stadt Frankfurt und das Land Hessen sich darauf einigten, die Last des Wiederaufbaues dieser Universität je zur Hälfte auf sich zu nehmen. In dieser Zeit der noch bestehenden Unsicherheit hat der damalige Rektor der Universität, Professor Dr. Boris Rajewsky, zusammen mit dem Stadtkämmerer Dr. h. c. Georg Klinger es erreicht, daß ein Konsortium von Frankfurter Banken einen ersten Kredit von 5 Mio DM der Universität für ihren Aufbau gewährten. Der späte Beginn des Wiederaufbaues hatte den Nachteil, daß Frankfurt gegenüber anderen Universitäten in Deutschland zunächst im Rückstand war, auf der anderen Seite hatte die Frankfurter Universität die Chance, ihren Wiederaufbau von Anfang an unter den Auspizien des Jahres 1951 ff. und nicht denen der Jahre 1945 ff. zu planen.

°

Man sprach schon 1951 von einem „Wiederaufbauplan", dem fünfmal 4 Mio DM Jahresraten zugrunde gelegt waren, auf die sich das Land Hessen und die Stadt Frankfurt vorläufig geeinigt hatten. Aber dieser „Plan" stand in vieler Hinsicht unter der Herrschaft des Zufalls: Die Geldbeträge für die einzelnen Gebäude waren nur grob geschätzt; die Einteilung des Bauraumes sah so aus, wie sie aussehen muß, wenn jeder baulustige Institutsdirektor das ihm passend erscheinende Grundstück heraussucht. Eine genaue Festlegung der Reihenfolge der Bauprojekte hatte man mehr oder weniger vermieden, einmal weil so vieles im Grunde unaufschiebbar war, zum anderen aber auch, weil niemandem der Tort der Zurückstellung angetan werden sollte. (Nur als Kuriosum sei erwähnt, daß der Bau einer Heizzentrale für die Gesamtheit der Institute im Universitätsbereich in das Jahr 1957 hinausgeschoben war, wobei man offenbar in Kauf nehmen wollte, daß in allen Neubauten zunächst Einzelkesselanlagen eingebaut werden, die man dann nach Errichtung der Heizzentrale wieder hätte entfernen können.) Ja, es fehlte noch jede genauere Untersuchung darüber, wie groß, wie beschaffen und wie gelegen das Gelände sein müßte, in welchem sich die Universität — und zwar nicht nur für die nächsten 10 oder 20 Jahre — etablieren kann. Man kann sich denken, daß der Eingriff, das Heizwerk den Institutsgebäuden vorzuziehen, mindestens ebenso schwer hingenommen wurde wie die Konzentration des Bankenkredites von 5 Mio DM auf die ersten drei Bauvorhaben unter Zurückstellung derjenigen Bauvorhaben, die kraft der ursprünglich gefaßten Beschlüsse an dem Kredit teilhaben sollten. Trotzdem ist es nicht in allen Fällen möglich gewesen, das Zufällige in das Ganze sinnvoll umzuplanen und einzuordnen. Ich denke z. B. an unser sogenanntes Amerika-Institut, dessen Kellergeschoß monatelang schon gemauert war, aber die Baustelle war stillgelegt worden, weil noch keine Klarheit bestand, welchen Zielen dieses Institut letztlich dienen sollte. Während sich über diese Frage die akademischen Instanzen noch berieten und die Architekten Untersuchungen über eine Verbesserung des Grundrisses des geplanten Gebäudes anstellten, vergaßen wir im Grunde die Frage bis zu Ende durchzudenken: „Ist ein Amerika-Institut überhaupt sinnvoll?" Sonst wären wir vielleicht zu der Erkenntnis gekommen, daß ein Amerika-Institut keinen eigenen organisch begründeten Platz in der Universität hat.

Die ersten Überlegungen zum Wiederaufbauplan galten notwendig der Frage, ob das traditionelle Universitätsgelände an der Mertonstraße ausreichen würde, um den Wiederaufbau und den voraussichtlichen Ausbau der Universität durchzuführen, oder ob es nicht richtiger wäre, die zu zwei Drittel zerstörte Universität auf einem größeren Gelände am Rande der Stadt wiederaufzubauen. Dabei war zu berücksichtigen, daß die Universität nicht durch Raummangel noch mehr auseinandergerissen werden durfte, als sie es durch die Abtrennung der gesamten medizinischen Fakultät bereits ist. Es war auch wichtig, daß Platz blieb für Luft und Licht und Grünflächen zwischen den Gebäuden und eine organische Erweiterungsmöglichkeit der verschiedenen Institute. Die traditionell enge Beziehung zur Stadt sollte aber andererseits — wenn irgend möglich auch vom Räumlichen her — gewahrt bleiben. Das Ergebnis unserer Überlegungen war, daß es unter bestimmten Voraussetzungen möglich sei, im alten Gelände an der Bockenheimer Warte zu bleiben. Es hat sich gezeigt, daß auch in dem begrenzten Gebiet der Grundsatz, der für den Wiederaufbau der Frankfurter Universität bestimmend war, verwirklicht werden konnte, jeweils eine größere Gruppe von Instituten benachbarter Fachrichtungen räumlich so zusammenzufügen, daß dadurch der wissenschaftliche Kontakt und der geistige Austausch begünstigt wird.

°

Eine Fragestellung besonderer Art, die aber auch sonst auftauchen kann, ergab sich bei dem Bau des Biologischen Institutskomplexes im Grüneburgpark. Die geradezu revolutionäre Entwicklung der verschiedenen biologischen Disziplinen seit Beginn des 20. Jahrhunderts hat uns nicht nur dazu bestimmt, dort große Reserven auszusparen, sondern sie mußte uns auch veranlassen, die Fragen der Einteilung der Wissenschaftsgebiete zu überdenken. Die klassische Einteilung vom Objekt her in Zoologie, Botanik, Anthropologie und Mikrobiologie ist bei den reinen Forschungsinstituten vielfach schon ersetzt worden durch die Einteilung vom Methodischen her, nämlich in: Physiologie, Genetik, Verhaltensforschung usw. einerseits und Systematik und vergleichende Morphologie andererseits. Bei dem Bau unserer Biologischen Institute mußte also überlegt werden, ob und welche Konsequenzen für die Institutseinteilung zu ziehen wären. Wir kamen dabei zu dem Ergebnis, daß es richtig sei, bei den Hochschulen die klassische Einteilung vom Wissenschaftsobjekt her im Prinzip beizubehalten. Aber weil in jedem der Institute moderne Wissenschaft — vorzüglich im Bereich des biologischen Funktionellen mit allen Überschneidungen quer durch die klassischen Teilgebiete hindurch — getrieben wird und getrieben werden muß, erwies sich eine größere räumliche Ausdehnung als bisher und ein hoher Grad von Variabilität als unumgänglich notwendig, ebenso wie die hier vollzogene räumliche Zusammenfassung der gesamten Biologie.

°

Ich möchte zum Schluß ein paar Thesen kurz formulieren, zur Verdeutlichung dessen, was ich durch diese Schilderung sagen wollte: 1. Wie eine Industrievorstadt, ein Regierungsviertel, ein Villenviertel usf. einen bestimmten sozialen Bereich vorstellen, so muß die Universität, das Quartier latin, den Bereich „Wissenschaft" vorstellen. Sie soll nicht die Tendenz haben, sich in ihren Bauformen an irgendeinen anderen Bereich anzugleichen. 2. Die Hochschulen treiben Lehre und Forschung. Das heißt, in ihrer Hierarchie der Werte steht die Wahrheit an oberster Stelle. Diesen Stellenwert hat die Wahrheit auch, was das Universitäts bauen angeht. Schon deshalb kann es sich die Universität nicht leisten, anders als material- und funktionsgerecht zu bauen, ohne Verdeckungen, ohne Ornamente und ohne Prunk. 3. Auch im Innenverhältnis müssen wir anders bauen als früher. Wir müssen versuchen, der Entwicklung auf zunehmende Spezialisierung Rechnung zu tragen. Wir müssen daher die Zusammenarbeit der Spezialisten vom Räumlichen her zu begünstigen versuchen und uns Tendenzen der Abkapselung entgegenwirken. 4. Universitäten sind keine Amtsgebäude wie Oberpostdirektionen oder Bahnhöfe. Die „Amtsgebäude" sind ein Auswuchs des formalen Bauens, wie es z. B. auch die gewaltige Lomonossow-Universität in Moskau ist. Diese Schematisierung entspricht der enzyklopädischen und unpersönlichen, positivistischen Idee von der Universität, die wir ablehnen. Ablehnen im Sinne des Satzes von Le Corbusier: „Enzyklopädisch sein bedeutet, daß man sich gegenüber der Menge und Vielfalt der Tatsachen und Gedanken gefühllos zeigt, daß man sie nur feststellt, anerkennt und einordnet." „Das Leben der Menschen ist nicht enzyklopädisch, es ist persönlich."

Die Konservative Revolution

von **Joachim Fest**

Man mag die Wirksamkeit des Geistes in der Geschichte hoch oder gering veranschlagen — kein Staatswesen kann auf die Dauer in einem Raum geistiger Isolierung existieren. Am ideellen Vakuum, das sie vom Tage ihrer improvisierten Gründung an umgab, ist die Weimarer Republik ebenso zugrunde gegangen wie an politischen oder wirtschaftlichen Faktoren. Ins Leben gerufen zu einer Zeit, da der deutsche Geist in einer vehementen romantischen Rückwärtsbewegung sich aufmachte, die zweihundert Jahre europäischer Entwicklung seit der Aufklärung zu verdrängen, war das Verhältnis der geistigen Schichten zu ihr vorwiegend feindselig oder doch beziehungslos. Selbst in den besten Jahren dieser Republik glaubten ihr nur die wenigsten, daß sie mehr als eine Zwischenlösung oder gar ein Gebilde von Dauer und Bestand sei. In den Massen, die am Abend des 30. Januar 1933 Hitler auf dem Balkon der Reichskanzlei zujubelten, war allzu lange die Erwartung vom Anbruch einer neuen Zeit genährt worden, als daß sie nicht bereit gewesen wären, dies dafür zu nehmen; die Erwartung eben des „Dritten Reiches", das ein Mythos und eine Verheißung war, längst bevor die Nationalsozialisten sich des Wortes bemächtigt hatten.

Man hat jene große, romantische Gegenbewegung, die das geistige Klima in Deutschland während der Jahre von 1918 bis 1933 weitgehend bestimmte, zusammenfassend die „Konservative Revolution" genannt. Der Begriff selbst war ins öffentliche Bewußtsein gelangt auf Grund einer Rede, die Hugo von Hofmannsthal über „Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation" gehalten hatte. Hofmannsthal hatte darin geäußert:

> Der Prozeß, von dem ich rede, ist nichts anderes als eine konservative Revolution von einem Umfange, wie die europäische Geschichte ihn nicht kennt; eine Revolution, welche das Bestreben nach immer mehr Freiheit ablöst, nach neuen Bindungen strebt.

Diesem Wort zufolge kann man die Konservative Revolution, wie sie in den zwanziger Jahren in einer Unzahl von kleinen und kleinsten Gruppen hervorgetreten ist, eine Erneuerungsbewegung nennen, die durch revolutionären Umsturz eine auf überkommenen nationalen Werten und Bindungen beruhende Lebensordnung durchsetzen will.

Die Wurzeln dieser Bewegung liegen noch in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Ihr Ausgangspunkt ist das Gefühl einer bis an die Grundfesten rührenden Erschütterung aller Lebensbereiche. In dem selbstgewissen Weltbild des 19. Jahrhunderts mit seinem Optimismus, seinem Glauben an einen naturnotwendigen Fortschritt, an Humanität, Demokratie, Sicherheit und Freiheit erblickte eine jüngere Generation nichts anderes als das ideologische Schwindelwerk einer eitlen, lügenhaften und großsprecherischen Epoche. Sie war der Überzeugung, einem gewaltigen Zusammenbruch aller moralischen Leitbilder gegenüberzustehen, wo kein Glaube mehr gerechtfertigt, keine Wahrheit gesichert und Gewißheit eine Sache von Toren war. Unwertung aller Werte — das Wort Nietzsches löste allenthalben die Überzeugung aus, daß die Zeit an einem Wendepunkt gelangt sei, und daß man sie stürzen müsse, da sie doch schon falle. Sein großer, beunruhigender Schatten ist gegenwärtig in allen politisch-kulturellen Auseinandersetzungen der Zeit, und er selbst — wenn auch vergröbert und mit vielfach verfälschten Akzenten — der „Ideensouffleur" jener Erscheinung, die wir die „Konservative Revolution" nennen.

Ist die Bewegung mit Nietzsche das eine große Erlebnis jener Generation, die sich in einem Gefühl der Bodenlosigkeit, dem Traum von einer neuen, starken Lebensordnung hingab, so ist der Erste Weltkrieg das andere. Ihren bedeutendsten Sprecher hat sie dabei in Ernst Jünger gefunden, der den Krieg als ein „Stahlbad" gedeutet hat, als ein Fegefeuer, in dem alle Torheiten und Heucheleien des 19. Jahrhunderts verbrannt sind.

> Der Krieg ist unser Vater — so heißt es an einer bezeichnenden Stelle seines Werkes —, er hat uns gezeugt im glühenden Schoße der Kampfgräben als ein neues Geschlecht . . . Diese Jugend hat in den furchtbarsten Landschaften der Welt die Erkenntnis erkämpft, daß alte Wege zu Ende gegangen und neue zu beschreiten sind.

Neue Wege — in dem Zusammenbruch, den Nietzsche diagnostisch beschrieben und den der Krieg offenbar gemacht hatte, sahen die Vertreter der Konservativen Revolution das zwangsläufige Ergebnis einer jahrhundertelangen geschichtlichen Fehlentwicklung, die sie — bei allen Unterschieden im einzelnen — rückgängig machen wollen. Als Haupterscheinungen dieser Fehlentwicklung gelten ihnen Bürgertum, Kapitalismus, Liberalismus und Demokratie — folglich geht durch die ganze Bewegung ein antibürgerlicher, antikapitalistischer, antiliberaler und antidemokratischer Zug. Er ist allerdings von stark sentimentalen Antrieben bestimmt. Die Forderung, eine als verfehlt erkannte geschichtliche Situation rückgängig zu machen, nehmen sie dabei ganz buchstäblich: als ein Zurück v o r die Zeit des Bürgertums, des Kapitalismus, der Demokratie, zurück also in eine Vergangenheit, die von Größe verklärt scheint, zurück etwa ins Mittelalter oder gar in germanische Vorzeit, zurück zu ständischen Ordnungen, zum organisch Gewachsenen, zu Volkstum, zu alter deutscher Art und Kunst, zu den Quellen der Nation, zu den ewigen Kräften der Rasse oder wozu immer auch, doch in jedem Falle zurück; damit das Wort des Novalis bestätigend, daß die Gespenster sich einstellten, wo die Götter fehlten, die Mythen, wo die Wahrheit verlorengegangen sei.

Doch wer all dies über die Konservative Revolution sagt, sagt eigentlich schon zuviel — oder doch Ungenaues. An dieser Stelle gilt es dem möglichen Mißverständnis zu begegnen, als sei die Konservative Revolution eine Art Bewegung mit einem mehr oder weniger umrissenen oder umreißbaren Programm. Nichts wäre irriger. Aus mehreren Gründen indessen müssen wir uns darauf beschränken, nur die großen Hauptlinien herauszuarbeiten: zum einen deshalb, weil die Zielsetzung vieler ihrer Parteigänger auf Grund eines merkwürdig inbrünstigen Verhältnisse zur Sprache und zur Logik im unklaren bleiben — zum anderen aber deshalb, weil „Konservative Revolution" ein erst später aufgekommener Sammelbegriff für eine unübersehbare Zahl von Einzelgängern, von kleinen literarischen Kreisen, geheimen Orden, Zirkeln und Zusammenschlüssen ist, wobei vornehmlich Verlage und Zeitschriften gemeinschaftsbildende Faktoren sind. Im wesentlichen handelt es sich bei ihren Wortführern um einige hundert mehr oder weniger einflußreiche Personen, „die sich meist persönlich kennen und durch vielfältige Gefühle der Anziehung und Abstoßung miteinander verbunden sind" (Mohler). Armin Mohler, der eine Studie über die Konservative Revolution veröffentlicht hat, berichtet, er habe aus einer beschränkten Zahl von Veröffentlichungen ein Verzeichnis der Organisationen angelegt, die zu dieser Bewegung zu rechnen sind und dabei „in kurzer Frist eine Liste mit 430 Namen zusammenbekommen". Der Herkunft nach stammen ihre Anhänger aus allen Klassen, Parteien und Bevölkerungsschichten, wenngleich rechtsgerichtete Bindungen überwiegen. Viele kommen aus der Jugendbewegung, andere aus den antisemitischen Parteien der Vorkriegszeit, wieder andere standen (oder stehen) den Alldeutschen nahe, und neben Anhängern Friedrich Naumanns oder Julius Langbehns finden sich ehemalige Marxisten.

Wie sehr sich alle diese Gruppen jedoch unterscheiden, geeint sind sie in ihrer prinzipiellen Feindschaft gegen die Demokratie im allgemeinen und den Weimarer Staat im besonderen. Ihren Auffassungen zugrunde liegt dabei eine idealverklärte Anschauung von „deutscher Volkheit" — so nannte man das damals — und eine ressentimentgeladene Abneigung gegen die als westlerisch, aufklärerisch oder dekadent verabscheute Demokratie. Thomas Mann beispielsweise, der mit seinen — allerdings schon vor der Revolution von 1918 erschienenen und später widerrufenen — „Betrachtungen eines Unpolitischen" ebenfalls zur Konservativen Revolution rechnet, hatte „Demokratisierung die Entdeutschung schlechthin" genannt. August Winnig, ein ehemaliger Sozialdemokrat, sah in der Demokratie eine Entseelung des Lebens", gegen die „volkhaftes deutsches Wesen" sich zur Wehr setzen müsse.

Der einflußreiche Soziologe Othmar Spann äußerte: „Wer den Kulturstaat will, wer ein Geistiges vom Staate verlangt, kann nicht mehr Demokrat sein." Edgar Jung, einer der bedeutendsten Theoretiker der Konservativen Revolution, schreibt ein Buch mit dem bezeichnenden Titel „Die Herrschaft der Minderwertigen". Max Hildebert Böhm sieht empört den „Volksleib in formaler Demokratie verzwängt", und für Ernst Jünger bedeutete Demokratie „Verrat und Ohnmacht". Die heftigsten Angriffe kamen jedoch von Oswald Spengler, der einst mit seinem Buchtitel „Der Untergang des Abendlandes" ein resignatives Modestichwort gegeben hatte. „Im Herzen des Volkes ist Weimar gerichtet", heißt es an einer Stelle seines Buches „Preußentum und Sozialismus", „aber man täusche sich nicht: die Revolution (von 1918) ist nicht zu Ende". Sie wird, so meint Spengler, weitergehen, jahrelang, um ihre endgültige Form zu finden, sie wird einen großen Mann hervorbringen und dann einmünden in einen neuen Sozialismus, der preußisch und antimarxistisch zugleich sein werde.

In diesen Gedankengängen klingen immer wieder eine Sehnsucht, eine Erwartung durch, die wenige Jahre später ihre zutreffendste Formulierung in einem Buchtitel finden sollten, der zum „Schlüsselwort" der Konservativen Revolution geworden ist: Moeller van den Brucks „Das Dritte Reich".

Das Wort selbst war nicht Moellers Idee. Dem mystischen Traum vom Dritten Reich begegnen wir immer wieder im Laufe der europäischen Geistesgeschichte, es ist der Traum von einem Reich der Einheit, der Gerechtigkeit und des Friedens. Die ersten erhaltenen Hinweise stammen aus der Mitte des 2. Jahrhunderts. Etwas von dieser alten Einheitsidee ist auch bei Moeller noch vorhanden, wenn er die Aufhebung aller Gegensätze und Spannungen im kommenden Dritten Reich schildert. Im übrigen aber erhält die Idee bei ihm eine aggressiv-imperialistische, von pseudowissenschaftlichen Rassevorstellungen durchsetzte Färbung.

> Jede Nation — so heißt es gleich zu Beginn — ist eine Wertungsgemeinschaft, sie hat ihr eigenes Wertungsbewußtsein, ihre eigene Sendung. Der Name der deutschen Sendung heißt seit über tausend Jahren „Das Reich". Der konservative Mensch denkt an das Dritte Reich. Es ist ein alter und großer deutscher Gedanke . . . Er wurde früh mit der Erwartung eines tausendjährigen Reiches verquickt. Aber immer lebt in ihm noch ein politischer Gedanke, der sich . . . auf den Anbruch eines deutschen Zeitalters bezog, in dem das deutsche Volk erst seine Bestimmung auf der Erde erfüllen werde.

Diese Bestimmung ist — nach Moeller — ein Großdeutschland, das „mit der Lösung der Raumfrage zugleich der drohenden Rassenüberfremdung und der Verstädterung ein Ende setzt. Im Kampf des Geistes und der Waffen sollte dies Dritte Reich mit seinem ‚Raumkern' in seiner nordischen Lage verharren, aber doch raumweit sein, so weit, daß es ‚jeden rasseverwandten Mann, der in diesem Raum leben will, auch wirklich mit seinen Grenzen, unter seiner Flagge schützend umschließt'." (Zitiert nach K. D. Bracher, Auflösung, S. 139.)

Der Gedanke vom Dritten Reich hat im Anschluß an Moeller van den Bruck zahlreiche Ausprägungen erfahren. Für die einen ist es der „wahrhafte staatliche Ausdruck der deutschen Volksseele, für die anderen die neue sozialistische Gemeinschaft, für die dritten ein christlich erneuertes und verjüngtes Deutschland und für wieder andere ein Land, das in den unversiegbaren Quellen deutschen Blutes oder den Bedingungen deutschen Bodens die Kraft eigentümlicher Staatlichkeit finden müsse, ein Land vorzüglich freier Bauern, die in den alten Germanen, den schriftlosen Bewohnern von Wäldern und Sümpfen, ihr Vorbild haben — immer aber ist es von nun an das Reich, das Dritte Reich, das beschworen wird, jenes Reich, das allen fremden Überlagerungen ein Ende setzt, das der verachteten westlichen Zivilisation und ihren politischen Institutionen dezidiert den Rücken kehrt, das Reich, das uns verheißen sei und „uns doch bleiben" müsse, das Dritte Reich.

Nur wenige andere Ideen haben so wie der visionäre Reichsgedanke die Phantasie konservativ-revolutionärer Wortführer beflügelt. Nur wenige Gemeinsamkeiten lassen sich darüber hinaus finden. Das nimmt nicht wunder bei einer Bewegung, die immerhin von Thomas Mann bis zu Alfred Rosenberg reicht — fast scheut man sich, beide Namen in einem Atemzug zu nennen. Einige wenige geistige Markierungspunkte, die in der einen oder anderen Form immer wieder auftauchen, lassen sich gleichwohl nennen. Den einen erwähnten wir schon: die entschieden antiwestliche Tendenz. Es ist kein Zufall, daß das Wort und die Sache, die es meint, aus dem Sprachgebrauch der revolutionären, panslawistischen Kreise des vorbolschewistischen Rußland übernommen wurden. Denn Hand in Hand mit der Stellungnahme gegen das „öde und versandete Westlertum" geht eine mystisch-verschwommene Hoffnung auf den Osten. Diese richtet sich weniger aktuell-politisch auf das bolschewistische Rußland, sondern bewegt sich vielmehr, weit unbestimmter, im Rahmen irgendwelcher Ex-oriente-lux-Vorstellungen. Eine merkwürdige Wendung nehmen diese Gedankengänge bei Ernst Niekisch, demzufolge der totale proletarische Staat Stalins eigentlich eine preußische Idee sei. Der preußische Bolschewismus, so meint er, sei nur der logische Abschluß der Geschichte Preußens, einer bäuerlichen, heidnischen, dynamischen, revolutionären Macht, die im ewigen Aufstand lebe gegen Europa, den römischen Katholizismus, den westlichen Humanismus und den Kapitalismus Londons und New Yorks. (Zitiert nach Jean Neurohr, Mythos.)

Zu erwähnen sind darüber hinaus auch gewisse Rassenvorstellungen, die immer wieder in der einen oder anderen Form auftauchen. Sie haben dabei keineswegs immer antisemitischen Charakter, wenngleich das Motiv vom Juden, der „uns Deutschen unsere Seele stehlen" will, verschiedentlich auftaucht. Viel kennzeichnender dagegen ist das folgende Zitat:

> Heute erwacht ein neuer Glaube: Der Mythos des Blutes, der Glaube, mit dem Blute auch das göttliche Wesen der Menschen überhaupt zu verteidigen; der mit hellstem Wissen verkörperte Glaube, daß das nordische Blut jenes Mysterium darstellt, welches die alten Sakramente ersetzt und überwunden hat.

Daneben muß einer anderen Strömung innerhalb der Konservativen Revolution gedacht werden, die man „Aktivismus" genannt hat. Danach kommt es auf Ziele, Inhalte nicht an, sondern lediglich auf die dynamische Bewegung, den blinden Rhythmus der Schritte, — der marschierenden Schritte zumeist — gleichgültig, wohin sie führen. Bezeichnend für diese Haltung ist eine kurze Dialogstelle aus dem „Fragebogen" Ernst von Salomons. Es heißt da:

> Und der Chef (Kapitän Ehrhardt) selber? Wer weiß, was er will? Nein, aber das will er wenigstens mit Entschiedenheit!

Und bei Hans Freyer, einem der Theoretiker dieses Aktivismus, liest man:

> Das revolutionäre Prinzip . . . ist seinem Wesen nach keine Struktur, keine Ordnung, kein Aufbau. Sondern es ist reine Kraft, reiner Aufbruch, reiner Prozeß. Die Frage, zu welcher Form es sich fügen wird, wenn es am Ziel seiner Bewegung ist, ist nicht nur falsch, sondern feige. Denn es kommt gerade darauf an, daß das neue Prinzip das aktive Nichts . . ., also reine Stoßkraft zu bleiben wagt. (Hans Freyer, Revolution von rechts, Jena 1931, S. 53.)

Solch aktivistisches Agententum des Nichts bewegt sich allerdings schon an den chaotischen und verworrenen Rändern der Konservativen Revolution, wo im übrigen zahlreiche kuriose Gebilde anzutreffen sind, so etwa, wenn einer beweist, daß alle romanischen Sprachen nur deutsche Mundarten sind, ein anderer die deutschen Stämme von den zwölf Stämmen Israels herleitet und ein dritter schließlich die alttestamentliche Paradiesvorstellung als Raub einer germanischen Überlieferung schildert und das echte Paradies — eine sorgfältig gezeichnete Karte wird beigefügt — nach Mecklenburg verlegt, wobei der Jordan in die Elbe fließt und Rügen samt Usedom und Wollin die Inseln der Seligen sind. (Zitiert nach Mohler.)

So glattweg albern und der Vernunft unzugänglich solche Gedankengänge auch sind — sie sind doch bezeichnende Symptome für einen verbreiteten, ungezügelten politischen Romantizismus. Und die Verfasser solcher Abwegigkeiten unterscheiden sich dem Wesen nach ganz gewiß nicht von jenen anderen, die vom „Volksleib", vom „Mysterium des Blutes" oder vom „Sakral des Volksbodens" sprechen. Denn jener ganze Begriffswust der konservativ-revolutionären Literatur entzieht sich schließlich auch den Kategorien der Vernunft, jener „einseitigen Vernunft", wie Moeller van den Bruck sagte, die der Intuition, der Wesensschau, weit unterlegen sei.

Man wird den Brüdern Ernst und Friedrich Georg Jünger bescheinigen, daß sie sich von solchen Verwirrungen stets freigehalten haben. Doch selbst ihrer Sprache und ihrem Denkstil gegenüber hat der Philosoph Karl Jaspers einmal geäußert, was im Grunde für Sprache und Denkstil aller Vertreter der Konservativen Revolution gilt:

> Nicht Erkenntnis, sondern Bild — nicht Analyse, sondern Entwurf einer Vision —, aber im Medium moderner Denkkategorien, so daß der Leser meinen kann, mit rationaler Erkenntnis zu tun zu haben . . .
> Es ist keine Nüchternheit des Erkennens, sondern eine Ergriffenheit, die nicht überwunden ist . . . Es ist vor allem eine ästhetische Haltung, die aus der Lust an dem geistigen Produkt lebt . . .
> In solchem Denken ist im Ernste eigentlich nichts wahr.

La trahison des clercs — das Wort des französischen Philosophen Julien Benda vom Verrat der Gebildeten taucht auf am Ende unserer Betrachtung über die Konservative Revolution. Gewiß, nicht alle, die zu ihr zu rechnen sind, haben im Nationalsozialismus die Verwirklichung ihrer Träumereien erblickt, einige wenige — wie beispielsweise Edgar Jung — sind sogar, nachdem sie ihn zunächst gefeiert hatten, seine Opfer geworden als „Trotzkisten des Nationalsozialismus", wie man sie genannt hat. Gleichwohl läßt ihre Verantwortung sich nicht leugnen. Es ist eine Verantwortung in dreifacher Hinsicht: Sie haben zum einen entscheidend dazu beigetragen, die republikanische Staatsform in Deutschland zu unterhöhlen. Sie haben sich des weiteren als — wenn auch zum Teil unfreiwillige — Schrittmacher des Nationalsozialismus erwiesen, dessen ganze krude Ideologie in der konservativ-revolutionären Literatur vorgebildet ist. Von den dumpfen Visionen eines „Corpus Mysticum Germanicum" bis hin zu den barbarischen Blut- und Rassenvorstellungen haben diese Theorien eine gewiß schauerliche Übersetzung in die Wirklichkeit erfahren. Und Verantwortung trifft die Wortführer der Konservativen Revolution schließlich in einer letzten Hinsicht als Mittäter an jenem einmaligen Vorgang der Austreibung der Vernunft. „Das deutsche Volk", so hatte einer von ihnen, der Schriftsteller Wilhelm Stapel, mit düsterem Stolz geäußert, „das deutsche Volk ist nicht ein kluges Volk, es ist ein apokalyptisches Volk".

La trahison des clercs — die Unkenntnis der Folgen schützt den Gebildeten schließlich nicht vor dem Vorwurf des Verrats. Einige erkannten das frühzeitig genug. Im „Zauberberg", der Thomas Manns persönliche Absage an seine „Betrachtungen eines Unpolitischen" ist, läßt er den Vertreter der einst geschmähten „westlichen" Ideen, Settembrini, zu dem Deutschen Hans Castorp sagen:

> Sie schweigen . . . Sie und Ihr Land. Sie lieben das Wort nicht oder benützen es nicht oder heiligen es auf eine unfreundliche Weise — die artikulierte Welt weiß nicht und erfährt nicht, woran sie mit Ihnen ist. Mein Freund, das ist gefährlich. Die Sprache ist die Gesittung selbst . . . Die Wortlosigkeit vereinsamt. Man vermutet, Sie werden Ihre Einsamkeit durch Taten zu brechen suchen.

Universität im Aufbau

Auf einer Tagung der leitenden Verwaltungsbeamten der wissenschaftlichen Hochschulen in der Bundesrepublik und in Berlin hat der Kurator der Frankfurter Universität, Dr. Friedrich Rau, über das Thema „B a u e n u n d V e r w a l t u n g" referiert. Wir bringen hier vier Abschnitte des Referats.

Bauen und Verwaltung: Jedes Wort hat eine bestimmte Aura, einen Hof von Assoziationen, die ihm seinen spezifischen Charakter in der Zeit geben. Die Worte Bauen und Verwalten haben eine ganz verschiedene Aura. Das Wort „Bauen" hat noch etwas von der Selbstherrlichkeit früherer Zeiten, etwas vom Bauherren und Baumeister. Dementsprechend hat das heutige Bauen vielfach einen Zug zum Herrschaftlich-Monumentalen: In einer Zeit, in der es kaum noch selbständige Bauherren und wenig unabhängige Baumeister gibt, hat die vorherrschende Bauweise oft etwas ausgesprochen Anachronistisches.

Das Wort „Verwalten" ruft ganz andere Vorstellungen hervor. Man denkt hier zunächst einmal an formale Verwaltung, stellt Verwaltung in Gegensatz zum Regieren, zu politischer Tätigkeit oder zu schöpferischer Initiative. Das war nicht immer so. Noch die Universitätskuratoren des 19. Jahrhunderts wußten ihre überlegene Position im Interesse der Wissenschaft zu nutzen. Wir hier in Frankfurt hatten als erste deutsche Stiftungsuniversität im Jahre 1914 eine Satzung genehmigt bekommen, die Wirtschaftsverwaltung und akademische Verwaltung als Teile der Universitätsselbstverwaltung definierte. Das hinderte nicht, daß in Frankfurt a. M. — wie an den meisten preußischen Universitäten — der leitende Verwaltungsbeamte eine zentrale Stellung einnahm. Man sprach vom „Musenhof", den sich der Kurator der 20er Jahre — Kurt Riezler — in Frankfurt am Main geschaffen hatte.

Heute hat sich das alles mit gutem Grund gewandelt. Wie im Rechtsstaat die Regierung die Gesetze nur vorbereitet und ausführt, nicht aber selbst erläßt, so ist auch an den Hochschulen die universitätspolitische Initiative von der Aufsicht auf die Universität, von der Verwaltung auf die akademischen Gremien übergegangen. Die Verwaltung hat dabei eine neue Aufgabe bekommen, ohne daß sie bereits in allen Dingen neue Formen entwickelt hätte, dieser Aufgabe zu genügen.

Verwaltung, die ihre alten Herrschaftsaufgaben verloren hat, aber noch an den alten generalisierenden Verwaltungsformen festhält, neigt zu einem gewissen Formalismus. Hellmut Becker hat in diesem Zusammenhang das Wort von der „verwalteten Schule" und von der „verwalteten Wissenschaft" geprägt. Man darf allerdings nicht übersehen, daß es sich hier um ein allgemein gesellschaftliches Problem handelt: das der Arbeitsteilung, die uns nun vor die Aufgabe stellt, einen Zusammenhang zwischen den geteilten Arbeitsgängen wiederherzustellen. Mit anderen Worten: Die Trennung von Politik und Verwaltung, Universitätspolitik und Universitätsverwaltung, die Arbeitsteilung überhaupt ist ein notwendiger Schritt, der nicht rückgängig zu machen ist. Es bedarf jedoch eines z w e i t e n Schrittes, um die M a n g e l e r s c h e i n u n g e n, die durch die Arbeitsteilung hervorgerufen werden, wiederaufzuheben. Diesen zweiten Schritt zu tun, nicht aber zu herrschen, ist die Aufgabe moderner Verwaltung. Die Verwaltung hat heute die Funktion, die Kluft, die sich zwischen den arbeitsgeteilten Bereichen unseres Lebens öffnet, zu überbrücken. An den Universitäten ist diese Entfremdung der arbeitsgeteilten Bereiche unter dem Namen des Spezialistentums bekannt. Die Freiheit der wissenschaftlichen Arbeit, die nur als spezialisierte sich zu verwirklichen und zu entwickeln vermag, muß ausgeglichen werden durch Planung, die die Freiheit nicht hemmt, aber ein zielloses Auseinanderfallen der Wissenschaften doch hindert. Eine Verwaltung, die sich dieser Pflicht bewußt ist, kann nie generalisierend sein — was sie nur sein konnte, solange sie selbst bestimmte, von welchen Grundsätzen auszugehen sei — sondern sie muß „mit Nachdruck und Vorsicht das verwirklichen, was andere, ohne ihrer eigentlichen Aufgabe fremd zu werden, nicht ebenso gut tun könnten".

*

Eine spezifisch neue Aufgabe fiel der Universitätsverwaltung nach dem letzten Krieg zu: der Wiederaufbau zerstörter Einrichtungen und Institute. Er verlangt einmal eine enge Zusammenarbeit zwischen Wirtschaftsverwaltung und akademischer Selbstverwaltung in der Planung, er verlangt aber auch, daß die mit dem Wiederaufbau beauftragten Baumeister jene Probleme der arbeitsteiligen Wissenschaft, die wir beschrieben haben, kennen. Der Wiederaufbau darf die Reintegration der spezialisierten Wissenschaft nicht hindern, sondern muß ihr Brücken bauen.

*

Für die Art des Wiederaufbaues der Universität Frankfurt waren vor allem zwei Besonderheiten charakteristisch: Der eigentliche Wiederaufbau begann praktisch erst 1951/52, also zu einem Zeitpunkt, als die wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung in der Bundesrepublik erkennbar wurde. Für den Wiederaufbau konnte jetzt ein fester Grundbetrag einkalkuliert wer-

Gutgemeinter Tiefsinn

Bei Michel de Ghelderode wird das Denken über den Menschen weder selbst zum ironischen Gegenstand, noch amüsiert man sich auf Kosten der Imponderabilien. Sein Tiefsinn bleibt gutgemeint und erfordert deshalb um so mehr eine Regie, die an der richtigen Stelle — wenn es sein muß, gegen die Intention des Autors — zurückzuschneiden oder zu verfremden weiß.

Da gab es zum Beispiel einen Einakter, „Die Nacht des Erbarmens", ein szenisch unergiebiges Stück, in dem von vorn bis hinten die Posaune geblasen wird — und diesem an sich schon gebrechlichen Wesen drückte die Regie auch noch die letzten symbolistischen Pickel aus:

Gewiß, ein Karussell, das sich dreht und ab und an stehenbleibt, ist ein Symbol des Lebens — gut und schön, wenn auch für ein zeitgenössisches Stück nicht unbedingt legitim —, aber ein langatmiges, redseliges, großschnauziges Karussell wie jenes, das man in der Aufführung der „Neuen Bühne" sah, ist weder ein Symbol des Daseins noch sonst irgendwas, sondern einfach eine an der falschen Stelle sich erweiternden Eitelkeit der Regie. —

Wenn schon: Ununterbrochen sich drehend, aber ganz zurückgenommen, stilisiert: so hätte man es wenigstens als eine Art tönender Drehbühne begreifen können . . .

Ähnlich ergeht es der Pantomime: Masken von einem benachbarten Fest dringen in die todverfallene hektische Atmosphäre eines nächtlichen fast leeren Wirtshauses ein — aber nicht allein, daß sie sich als Dämonen zu erkennen geben — man läßt sie auch noch mit behaglicher Aufdringlichkeit ihren Ausschweifungen nachgehen!

Dabei weiß doch jeder, der sich ein wenig im Umgang mit Geistern auskennt, daß sie Genies der Untertreibung sind:

„Entschuldigen Sie, legen Sie doch bitte die Leiche zum Abholen bereit; die mollige Dame dahinten ist der Tod . . ."

Vor molligen Damen hat jeder Angst — der Tod ist nur eine schlechte Angewohnheit. — Mit dem Erscheinen der Dämonen wurde es ausgesprochen behaglich im großen Saal des Studentenhauses — Strindberg machte das anders . . .

Ganz davon abgesehen, daß dies an sich geringfügige Geschwirre das Stück zerdrückte, besonders die Eingangsszene: Dabei gibt gerade hier die Sprache soviel her! Weder szenisch noch weltanschaulich fremdbezogen: Ein Monolog vom Saufen und Nicht-saufen-Können — ein Wirt von einem Wirt hätte den sprechen müssen, Tod und Teufel mit zwei gekreuzten Flaschen bannend, umfangreich und voll Hingabe im Verfall! — aber auch so verbreiteten seine Worte im Parkett eine verheißungsvolle Trockenheit auf den Zungen. —

Sonst: ein schwachsinniges Mädchen, das einer Puppe an Stelle des gestorbenen Kindes ihre Liebe schenkt, ein Karussellbesitzer, ein bankrottierendes Wirtshaus „Zum Leben" — Topoi, Bedeutungen, die in redseligen Pausen ihre Symbolik verströmen. —

Die Masken schließlich, ein barocker Anachronismus, den der Hinweis im Programmheft, der Autor habe sich mit der Gegenwartswelt nicht eingelassen, gewiß nicht legitimiert!

— Wenn dich die Archaismen locken, folge ihnen nicht. —

Michel de Ghelderode hat nicht den Mut, einfach nichts passieren zu lassen; die Regie übersah, daß trotzdem — oder gerade deshalb — nichts passiert . . . Fleißig spielte man nach, was der Dichter an Ratlosigkeit nicht zu gestalten verstand. —

Auch der voraufgegangene Einakter: „Der Club der Lügner" ist so ein gefährdetes Gebilde, das dort zerläuft, wo der Autor über die lyrisch-monologische Selbstgesetzlichkeit seiner Sprache hinaus „nachdrücklich" werden will. Diese Szene beschließt das Stück: Ein Dichter — Saint George — seine Öde könnte Sandstürme erregen — hat im Würfelspiel gegen drei andere beiläufig eine Frau gewonnen, neutralisiert einen vierten, als sich dieser ihrer gewaltsam bemächtigen will, mit einer ungeladenen Pistole und läßt „Luna", die Begehrte, schließlich mit einem Hinweis auf seine allseitige Impotenz allein zurück. —

Wenn er es wenigstens so schnodderig täte!

Nur die Dichter sind die trauernden und ahnungsvollen Lieblinge Ghelderodes, meint das Programmheft. — Einer ist hier einem bürgerlichen Mißverständnis unterlegen: Der Autor? Der Regisseur? Der Verfasser des „Programms"?

Ghelderode schreibt sich wenigstens von dieser Affenliebe trotz starker ironischer Verfremdungen nicht frei. —

Immerhin spürt er die Zwickmühle: Entweder die Wirklichkeit — die Bar-Frauen, Kohlentrimmer, Lügner sind illegitim, oder die Dichter! Die Wirklichkeit — das ginge nur in Konfrontation mit einer Überwelt, schlimmstenfalls von einer gesellschaftlichen oder ideologischen Position aus. Und der Dichter? Ihn zu liquidieren, fehlt ihm auch hier der Mut, und so rettet es Saint George auch nicht, daß sein Schöpfer ihn auf eine wahre Bastion von Understatements zurückschneidet: „Ich bin nichts", sagte er — leider glaubt man es ihm. Denn was er sagt, entstammt nicht der Schusterperspektive gesunder Reduktion, sondern ist mit der eigenen Impotenz kokettierendes Poetengewäsch.

Gewiß, diese Maske ist feiner als die der andern; sollte deshalb ein Stück, dem es um Demaskierung geht, gerade den schlauesten Falschspieler, den mit der reziproken Eitelkeit, ungeschoren lassen?

Die Vakuen der drei hätten sich am Vakuum des einen entlarven müssen. Aber der Dichter legt leider Wert darauf, ein Dichter zu sein — denn er sagt: „Ich bin nichts . . ."

Man hätte es Henry Thompson gegönnt, hätte er mit der Flasche auf das lächerliche Pistol des Poeten eindreschen dürfen!

Was für eine Prostituierte dagegen! — Natürlich reizt sie an Saint George nur das, was sie begreifen könnte: sein gelangweiltes Triebleben. „Du Dichter!" erregt sie sich; denn dort wittert sie die geheime Kraftquelle seiner Nonchalance. Leider interpretiert „Luna", was im Grunde Sterilität ist, als besondere Nuance von Grandseigneurismus.

Saint George verläßt sie unbeschlafen — nicht aus Kraft —, kein Akt des Resignierens, sondern der Perversion — und mit der Nacht und ihrer Aufrichtigkeit bleibt „Luna" allein. —

Dichten ist ein schmutziges Gewerbe — hier stellt man es hin als Kavaliersdelikt, das die kokette Unnatur rechtfertigen soll.

Worum es aber bei diesem Stück dem Autor in erster Linie gegangen sein mag — die Demaskierung einer geschlossenen Gesellschaft durch einen hinzukommenden Unbekannten —, das war als Motiv bekannt, und wiederum von so plumper Symbolik, daß nur zum Verschweigen etwas übrigbleibt.

Besser als der verbiesterte, ungenaue Tiefsinn des nachfolgenden Stückes geriet hier bewegungsarmer Snobismus. Mit Glück schien mir der Darsteller des Saint George seiner Maske die unsympathischen Züge zu geben, die er verdiente.

Experimentell war zweifellos das Kleid der Schanktischdame. Aber als man dazu schritt, den Mechanismus der Reißverschlüsse und Schulterbänder zu demonstrieren, beließ man es auch hier bei symbolischen Ansätzen . . .

Hermann Piwitt

Waren Sie nicht im . . .?

Als der Vorhang aufging, war wie in alten Stücken das Faktotum auf der Bühne, um Ordnung zu machen; aber oh, bittere Welt, ein Maschinenmännchen, das trapptrappstopp trapptrappstopp mit der Leiter im Zimmer umherging und die Vorhänge aufzog vor — wie bedeutsam — winzigen Fenstern. Aber er macht zu lang, eine halbe Minute fast zu lang. Daß der Regisseur das nicht gemerkt hat! Man war schon leicht unwillig, als Clov endlich die weißen Tücher von den Mülltonnen nahm und von jenem anderen Gegenstand des bunkerkahlen Zimmers, seinem Herrn im Rollstuhl, Hamm, der aber noch einen eigenen Vorhang hatte, sein blutiges Linnentuch vor dem Gesicht, das er herauf- oder herunterzog — wie man will — um anzufangen mit dem Spiel, dem Endspiel, von dem man nach einer Viertelstunde wünschte, daß es wirklich zu Ende ginge, auch wenn Clov, ein Fernglas in den Zuschauerraum richtend, ausrief: Ich seh eine begeisterte Menge!, und wir glauben ihm, wenn er auf Hamms Frage: Wie geht es Deinen Augen? antwortet: Schlecht.

Aber es gibt Überraschungen, für den, der es noch nicht wußte: aus der Mülltonne hebt sich weiß wie aus der Mehltonne der Erzeuger, Hamms Vater, und fordert auf gut Berlinisch seinen Brei. Es gibt keinen Brei mehr! Aber einen Zwieback, von dem er die Hälfte, nein drei Viertel, für die andere Mülltonne aufhebt, aus der nach längerem Klopfen ein zweiter weißer Engel sich zeigt, seine Ehefrau. Nun gut, bei einem sitzen sie im Papierkorb, beim anderen in der Mülltonne, das ist sehr originell und so furchtbar symbolisch: das Alter in der Mülltonne, Hamm blind und lahm im Rollstuhl, und Clov kann wohl laufen, aber sich nicht setzen, und nicht unerwähnt kann jener in seiner Symbolik erschütternde Stoffhund bleiben, den Hamm hätschelt. Und für den, der es immer noch nicht gemerkt hat, ist die Pantomime am Schluß, die ihm dann idiotensicher demonstriert, daß es mit dem Leben nichts ist, daß die Decke immer zu kurz ist, daß einem aus der Hand genommen wird, was einem in die andere gegeben wird, und daß selbst der Tod ein Kunststück.

Becketts Stück ist geistreich in den Absurditäten und hat verblüffende Effekte, aber die waren nötig, denn was kannten wir sonst noch nicht aus Strindberg oder Sartre?

Aber alles wäre viel schöner gewesen, wenn Eric Schildkraut als Clov besser gewußt hätte, ob er vom Autor wirklich als witzelnd-täppischer Bedienter in helfender Hilflosigkeit gedacht war, wenn Sigfrit Steiner als Hamm, dessen sprachliche Leistung Bewunderung abnötigte, mit dem Minimum an Geschehen, das ihm der Text bot, noch ökonomischer umgegangen wäre, um etwas mehr Bewegung in dieses stehende Gewässer von Stück zu bringen, das nicht enden, sondern nur erstarren kann, und wenn sich schließlich der Regisseur nicht damit begnügt hätte, das Publikum in dieselbe widerwillige Übersättigtheit von Nichtgeschehen zu pressen wie die Spieler auf der Bühne und diese wie jene wünschen zu lassen, daß es zu Ende ginge.

In alten Stücken wußten die Zuschauer immer etwas mehr als die Menschen auf der Bühne; das war gar nicht so übel.

B.

Pfeifenrauchen – die männliche Art, Tabak zu genießen.

Die sportliche Shag-Pfeife zeugt von Frische und Elan. Stunden konzentrierter Arbeit verlangen den größeren Pfeifentyp.

Allen Pfeifenrauchern gemeinsam ist die Freude am reinen Tabak.

★

Wer eine Pfeife mit großem Kopf bevorzugt, wählt

KANSAS
Mixture

für die kleine Shag-Pfeife empfiehlt sich

BRISTOL
Feinschnitt

BRINKMANN TABAK AUS BREMEN

Wandlungen der Lyrik

Die Neigung, den Geist bei der Lektüre von Lyrik zu dispensieren, spricht nicht nur gegen den Leser, sondern zuweilen auch für den Dichter, der diesen Umstand weidlich ausnutzt und sich unbekümmerter gibt. Eine wuchernde Wortimagination breitet sich aus, der eine akustische Vehemenz eignet: sie drängt Wort neben Wort nach dem Gesetz dichterischer Zufälligkeit. Profilierte Metaphern bilden die Gipfelpunkte des Verses. Frappierende Wendungen bannen die Aufmerksamkeit für einen flüchtigen Moment, ohne sie zu fixieren. In der Ankündigung der Gedichte: „verteidigung der wölfe“ von Hans Magnus Enzensberger ist diese Manier als Initiationsritus für das Lyrische skizziert: „Hans Magnus Enzensberger will seine Gedichte verstanden wissen als Inschriften, Plakate, Flugblätter, in eine Mauer geritzt, auf eine Mauer geklebt, vor einer Mauer verteilt; nicht im Raum sollen sie verklingen, in den Ohren des einen geduldigen Lesers, sondern vor den Augen vieler, und gerade der Ungeduldigen, sollen sie stehen und leben, sollen auf sie wirken wie das Inserat in der Zeitung, das Plakat auf der Litfaßsäule, die Schrift am Himmel.“

Das Flüchtige verlangt eine Vehemenz der Sprache, um nachhaltig zu bleiben. Anders als in lyrischen Zentnerworten trifft der Vers hier nicht mehr. Eine augenfällige Formulierung, optische Prägnanz eines Slogans bestimmen die Einprägsamkeit des Gedichts. Diese Praxis ist der alltäglichen Erfahrung entsprungen, daß es einen fetten Ausdrucks bedarf, um die Schwelle des Bewußtseins zu übertreten. Die Allüren der Werbung, die mit wohldosierten, überraschungsstrotzenden Phrasen Kauffreudigkeit ins Leben ruft, haben ohne Zweifel diese Lyrik beeinflußt. Die Legende vom Dichter, der es wagt, dem Verständnis des Publikums zu entraten, weil er darin eine Minderung lyrischer Wesenheiten sieht, ist ebenso töricht wie Verse schlecht sind, die mit dem Anspruch auftreten, für niemandens Ohr zu sein.

Hans Magnus Enzensberger, der mit einer kulturkritischen Attacke im „S p i e g e l“ sich schon einen Namen gemacht hat, bleibt auch mit seiner „verteidigung der wölfe“ kulturkritisch tätig. Seine Gedichte, die er in freundliche, traurige und böse scheidet, haben ein Schwergewicht im Polemischen.

> immer dieselbe vettel, history,
> häßliche hostess besteigt
> eure sauren betten, melkt
> aus euch ihre trübe lust.

Diese Zeilen sind von Villonscher Eindringlichkeit, Lust an fetten Worten drängt zu marktschreierischen Prägungen, denn wo anders findet sich bessere Treffsicherheit als in der auf eine polemische Tonart gestimmten Rede. Ein nahezu anonymer Zorn, der sprachliche Gewalt entfacht, ist der unentwegte Vater dieser Gedichte. So schließt die „anweisung an sisyphos“, dem ehrwürdigen Anherrn unseres Jahrhunderts:

> es herrscht ein mangel an männern,
> das aussichtslose tuend stumm,
> ausrufend wie gras die hoffnung,
> ihr gelächter, die zukunft, rollend,
> rollend ihren zorn auf die berge.

Hier zeigt sich eine imaginationstolle Melancholie, die in der Versenkung über die Welt ihre Trauer in Bildern verewigt. Das Unbehagen löst sich in dichterischer Eloquenz, die weder mit kühnen Attributionen noch mit sprachlichen Exotismen geizt.

> aus: la forza del destino
>
> hinter sauren gardinen begründen angesichts
> von alpenveilchen und ikonoskopen
> zwölf herrn den e. v. gegen übergriffe
> eines etwa geplanten jüngsten gerichts.

Allein wirklich ist das sprachliche Grauen, das sich von Bild zu Bild steigert. Die Verkettung von Entlegenem im Weichbild der Allegorie, setzt den Sinn mit Nachdruck, so daß er die Reizschwelle überschreitet, die das Bewußtsein vor die Welt gerückt hat, um eine Unschuld der bürgerlichen Idylle zu wahren. Enzensberger attackiert mit lyrischen Slogans die Selbstzufriedenheit seines Publikums: jedoch mit solcher Vehemenz, daß es nur grelle Effekte ohne den Umriß eines Sinnes aufnimmt. „Der Gedanke der ewigen Wiederkehr macht das historische Geschehen selbst zum Massenartikel.“

Diese Bemerkung Benjamins charakterisiert das sprachlich Grelle Enzensbergers, in fetten Worten die Käuflichkeit der Welt zu annonzieren. Ein kritischer Impuls bevorzugt das Paradoxon, in dem der Ekel vor Dingen und Ereignissen Wortehen stiftet, die verbinden, was in der Wirklichkeit entzweit ist. Im Paradoxon bildet sich das Unbehagen ab, an der Welt keinen Frieden in einer glücklichen Synthese zu finden. Enzensberger baut aus den Trümmern der Wirklichkeit eine neue, freilich entlarvte Welt, die in Allegorien geläutert, in ihrer Schrecknis erkannt und bestimmt ist. Was sich benennen läßt, beunruhigt nicht länger.

„Paradox is the language of sophistry, hard, bright, witty; it is hardly the language of the soul“, bemerkt Cleanth Brooks. Er sieht vornehmlich eine entlarvende Tendenz des Paradoxon, der nunmehr einzigen Spur zur Wahrheit, während der einfache Ausdruck keine Entsprechung mehr findet. Das mimetische Vermögen schlägt in polemische Begrifflichkeit um. Die Wahrheit liegt hinter und zwischen den Dingen: sie gerinnt in sprachlichen Vexierbildern zu Urteilen.

Daß Enzensberger auch zarter Gedichte fähig ist, wobei der Rezensent die idyllisierende Klamotte „zart“ etwas gröber verstanden haben will, zeigen seine freundlichen Gedichte:

> nachts im fluß schwimmst
> und schwarz violett
> fisch klinglos
> fisch mondlos
> fisch.

Der Zauber dieser Gedichte liegt in ihrer sprachlichen Beschwörung. Es gibt wenige Gedichte der heutigen Lyrik, die diese Dichte und Wortmagie erreichen.

Sowie jedoch kritisches Unbehagen Enzensberger die Feder führt, nähern die Gedichte sich der Prosa und bestechen eher durch ihre Formulierungen. Die Einteilung in Strophen und Zeilen ist hierbei ein rein optisches Ereignis, das keine Notwendigkeit im Text hat. Der sprachliche Einfall, eine überraschende Wendung, meist in der Form eines Aussagesatzes: „jeder tag ein geriesel von fahlen papieren“. ist Signum des Dichterischen dieser Verse, die einer rhythmischen Vielfarbigkeit entbehren. Die Neigung zu kennzeichnenden Allegorien verrät das rationale Element dieser Dichtung, die gemacht ist, wenn man darunter die Abkehr von den irrationalen Geburtswehen verstehen will.

Bildhäufungen, die sich an ein Ereignis heften, verleihen der Sprache ein hektisches Staccato. Die Wirklichkeit wird in sprachlicher Turbulenz erledigt. Metaphern sind wie Todesurteile, sprachliche Abfertigungen, die fast zu Verwünschungen werden.

> makers of history! schüttere wölfe,
> geschminkte keiler, kastraten
> mit herzklaps affensanft . . .

Auf den Mißstand der Welt antwortet Enzensberger mit Allegorien, in denen er das Entlegendste vereint. Es zeigt das im Zorn entstellte Antlitz der Welt.

Enzensberger erliegt jedoch einer nahezu allseitigen Polemik. Wölfe wie Lämmer fallen unter das Messer seiner kritischen Reflexion: Tyrannen wie Untertanen (ein Wort, das sich geradezu gegen seinen Plural sträubt, als hätte der Typus über das Individuelle schon gesiegt). Jedoch ist eine Sympathie mit dem Mächtigen auffällig, so sehr man auch geneigt ist, es in ironischer Unverbindlichkeit zu sehen.

Enzensberger absolute Polemik schlägt hier in Fatumswilligkeit um. Bewunderung gilt allein dem Mächtigen, einer Figur, die seit den Tagen Machiavells ebenso vertraut ist wie mißbraucht wurde.

> gelobt sein die räuber: ihr
> einladend zur vergewaltigung,
> werft euch aufs faule bett
> des gehorsams, winselnd noch
> lügt ihr. zerrissen
> wollt ihr werden. ihr
> ändert die Welt nicht.

In „leichter“ Manier — Andersch wird an Mozart erinnert — drängt Vers sich an Vers, stürzt Sinn über Sinn. Die Ironie verbietet einen endgültigen Zugriff, aber ein Unbehagen bleibt der Verdacht, daß der Zorn schließlich unter der Faust des Mächtigeren schwindet, um in blinden Gehorsam überzugehen.

homunculus

Hans Magnus Enzensberger: „Verteidigung der Wölfe“, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1957, 91 Seiten, kartoniert, 6,00 DM.

Zeitschriftenschau

Politik

Waren die zwölf deutschen Jahre vergeblich?
Ernst Deuerlein in Die Politische Meinung. 1958, H. 20.

Industrielle Wirtschaftsführung heute.
Heinz Nordhoff in Universitas. 1958, H. 1.

Das Ende des doktrinären Sozialismus.
A. W. Uhlig in Politische Studien. 1958, H. 93.

Wissenschaft

Das Bild des Menschen in der Sicht der Gegenwart.
Philipp Lersch in Universitas. 1958, H. 1.

Die zeitgenössische Mathematik, ihre Wandlungen und ihre Bedeutung.
Friedrich W. Levi in Universitas. 1958, H. 1.

Das Leben unter Strahlen. Unser bisheriges Wissen rät uns Vorsicht.
Frédéric Ludwig in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung vom 25. 1. 1957.

Das Problem der Nichtwiderlegbarkeit von Philosophien.
Karl R. Popper in Deutsche Universitätszeitung. 1958, H. 1.

Politische Ökonomie — heute —. Wirtschaftswissenschaft als Theorie und als Lehre von den bewegenden Kräften.
Edgar Salin in Frankfurter Hefte. 1958, H. 1.

Geschichte Europas als Problem.
Georg Stadtmüller in Das Parlament vom 15. 1. 1957.

Die Stellung der praktischen Psychologie in der modernen Gesellschaft.
Hans Thomae in Deutsche Universitätszeitung. 1958, H. 1.

Vom Mythos zur Philosophie. Vorphilosophische Grundlagen philosophischer Probleme.
Ernst Topitsch in Studium generale. 1958, H. 1.

Wissenschaft

Christentum und Sozialismus. Zum Turnier in der Katholischen Akademie in Bayern.
Paul Wilhelm Wenger in Rheinischer Merkur vom 17. 1. 1958

Kultur

Erziehung und Bildung in der industriellen Gesellschaft.
Walter Dirks in Frankfurter Hefte. 1958, H. 1.

Sich der Gottheit empfehlen. Bildwelt und Glaube als Phänomene religiöser Volkskunde.
Rudolf Kriß in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung vom 17. 1. 1958.

Die politische Verantwortung der Erziehung in der demokratischen Massengesellschaft des technischen Zeitalters.
Heinrich Weinstock in Das Parlament vom 22. 1. 1958 und 29. 1. 1958.

Photokopien über Mikrofilm, schnell, sauber, preiswert, auch vergrößert oder verkleinert. Botendienst.
Photocopie Gesellschaft
WESTENDSTR. 47

NOTIZEN

Das Orchester der Universität spielt am 27. Februar 1958, zum Semester-Ende, Werke von Wolfgang Amadeus Mozart (Titus-Ouvertüre und Klavierkonzert c-Moll) und Franz Schubert (Sinfonie Nr. 5 in B-Dur).

Arno Schmidts „Kurzroman aus den Roßbreiten“: „Die Gelehrtenrepublik“ (Stahlberg Verlag, Karlsruhe 1957) wurde für Februar 1957 zum Buch des Monats gewählt.

Der Verlag Andreas Zettner, Würzburg und Wien, wird im Laufe des Jahres eine Reihe französischer Autoren in deutscher Übersetzung herausbringen; im Vordergrund stehen moderne Romanciers: Guimard mit „Rue du Havre“, Bastide mit „Flora d'Amsterdam“, Mégret mit „Le carrefour des solitudes“ und Longhy: „Cet étranger pareil à moi“.

Bertolt Brechts „Geschichten vom Herrn Keuner“ werden in Kürze in einer sehr kleinen Auflage in Luxusausstattung beim Aufbau-Verlag, Berlin erscheinen.

Röver "junior"
reinigt rasch u. preiswert
Die vorteilhafte Reinigungsausführung für die Alltags-Kleidung
1 Kleid gereinigt 2.- DM 2.50
Lieferzeit: 1 Tag
1 Sakko gereinigt DM 2,10
1 Hose gereinigt DM 1,80
1 Mantel gereinigt DM 4,70
(Regenmäntel einschl. imprägnieren)
Nächste Annahmestelle bei der Universität
Leipziger Str. 1, an der Bockenheimer Warte
Weitere Annahmen in allen Stadtteilen

SCHLÄFT „Die Schmiere“ oder ist sie FRECH?
Der DISKUS empfindet sie als „verkrustete Einrichtung für die Befriedigung romantischen Bedürfnisses“.
Die FREIHEIT schreibt: „. . . das Aggressivste und Kühnste, was wir bisher gesehen haben.“
Ohne finanzielles Risiko sollen auch Sie sich eine Meinung bilden können.
Darum: bei Vorweisen dieses Inserates am 13., 14., 20. und 25. Februar
Studentenkarten für 1,- DM auf allen Plätzen!
DIE SCHMIERE, das schlechteste Theater der Welt
Am Römer · Leitung: Rudolf Rolfs · Telefon 2 10 66
Kasse: 12.00 bis 14.00 und ab 16.00 Uhr

Richard Wolf

Entdeckung hinter dem Haus

Paris, Rue de Palaestro — Foto: Reuther

Hinter meinem Haus habe ich jetzt einen Teich entdeckt. Ich erinnere mich nicht, ihn früher da gesehen zu haben, gestern aber, bei einem Abendspaziergang, stand ich plötzlich vor ihm. Gewiß, ein großer Teich ist es nicht — einen solchen würde ich auch eher „See" nennen, ich kann mich rühmen, gute Beziehungen zu den Begriffen zu haben —, aber er ist von dennoch überraschenden Ausmaßen, und ich wundere mich, daß ihn außer mir niemand bemerkt zu haben scheint. Meine Nachbarn reden nicht davon; sie gehen herum mit ihren alltäglichen Gesichtern, die Rechte um den Hosenträger gekrallt, kauen ihre Sonnenblumenkerne und führen die üblichen Gespräche von den Ereignissen in der Nachbarstadt, ohne dem Naheliegenden Beachtung zu schenken.

Sicher ist das nur wieder ein Theater, das sie nicht lassen können; sie haben eine kindische Freude daran, mich irrezuführen, mich zu übertölpeln, mich bloßzustellen, dann lachen sie ihr klebriges „Höhö", daß die Hüte wie Grammophontrichter auf ihren Schädeln scheppern, stoßen sich in die Seiten, halten sich die Bäuche zusammen und rücken ihre rot oder blau anlaufenden Lachgesichter immer näher zu mir, um mich zu verscheuchen.

Mit ihren Haken und spitzen Stangen verwunden sie mich nach und nach am ganzen Körper: Gesicht, Brust, Rücken — vor allem Rücken. Natürlich, vielleicht könnte ich mich schützen; wenn ich die Hände vor's Gesicht halte und den dicken sibirischen Pelz anlege, bietet sich kaum eine Möglichkeit, mich zu treffen, es sei denn zwischen den Fingern, in die Sehschlitze für meine Augen. Aber den Pelz hält meine Frau unter Verschluß, und die Hände, geschwächt wie sie sind, hebe ich mit aller Anstrengung kaum bis zum Herzen, geschweige denn zum Kopf.

Allerdings muß gesagt werden, daß vieles schon vernarbt ist. Aber Narben sind auch nicht unempfindlich; nachts platzen sie oft auf. Das Bett voller Blut, erwache ich dann. Es ist höchste Zeit, wenn ich nicht verbluten will. Die Tücher her, die liegen auf dem Nachtschrank (so etwas passiert einem unvorbereitet nur einmal). Wenn doch nur jemand beim Verbinden helfen wollte, alles muß ich allein machen, mit den Zähnen, die Finger sind noch steif vom Schlafe, und es brennt ja auch kein Licht. So eine Nacht ist dunkler als man glaubt.

Eine verbrannte Stadt; Ruinen, übereinanderstürzende Mauern, umgewehte Kioske, eine Anzahl zerrissener, aufgeplatzter Tiere; eine verbrannte, rotverbrannte, totgebrannte Stadt: das ist mein Rücken, obwohl manche meinen, er sei vielmehr eine Art Urkunde, in einer Geheimschrift ausgestellt. Neulich hat ein kluger Herr sie den Nachbarn vorgelesen, ein Durchreisender, dem wahrhaftig der Gelehrtenstand nicht anzusehen war, als er mit Paletot und Reisetasche unsere Stadt durcheilte und dennoch Zeit fand, mir das Hemd zu heben und Zeichen um Zeichen in unsere Sprache zu übertragen. Da waren sie doch erstaunt, die Nachbarn, und einige womöglich bestürzt. Das ging schnell vorüber. Keine zehn Minuten war der fremde Herr fort, und sie hatten alles vergessen, holten ihre Haken aus den Ständern, durchlöcherten meinen Sonntagsanzug von allen Seiten, lachten mir eine breite Fleischwunde auf den Oberarm, so daß ich wie ohnmächtig in mein Haus taumelte, meinen Kopf in die Kissen vergrub und den Schmerz hineinstöhnte.

Einmal wird man ja klug. Im Gespräch mit meinen Nachbarn jedenfalls werde ich den Teich nicht erwähnen, oder doch so von ihm reden, als sei er schon immer dagewesen.

Nun kann ich es nicht leugnen, ich selbst bilde mir ein, daß ich lange schon in stillen Nächten seine Wellen leise gegen die Mauern meines Hauses habe schlagen hören. Und jetzt erinnere ich mich auch an den Gesang von Wasservögeln, den man doch nur an Gewässern zu hören bekommt. Übrigens meine Frau. — Meine Frau ist seit Tagen nicht im Haus gewesen, weggeblieben. Ich hatte mir nichts dabei gedacht, Frauen nehmen es mit der Treue heute nicht so genau. Aber nun glaube ich fast, daß sie ertrunken ist. Hinter meinem Haus ertrunken! Das werde ich meinen Nachbarn sagen, sie müssen mir suchen helfen.

Ich hole meine Stange, dafür bin ich eingerichtet; denn im Grunde rechne ich mit allem. Sie lehnt im Keller hinter den Kartoffeln, ganz vom Schwamm bedeckt. Lange hast du auf deine Aufgabe warten müssen, denke ich und fasse sie fest mit den Händen, obwohl sie — feucht und glitschig — diesen wieder entgleiten will. Das wird mich nicht hindern. Meine Hilfe ist nötig, ich kann bergen, die Stange wird mir helfen dabei. Nicht jeden Tag ertrinkt jemand hinter meinem Haus, und hier handelt es sich schließlich um meine Frau.

Die Nachbarn sitzen im Kretscham. Ich gehe selten dahin, denn ich liebe ihre Gelage nicht; eher schon meine Frau, sie trinkt gern und bringt dann Leute mit in mein Haus, mit denen sie sich in ihre Kammer einschließt.

Von dieser Seite beschen, kann ich eigentlich zufrieden sein, daß sie ertrunken ist. Ja, ich bin es auch, ich bin wirklich zufrieden. In meinem Haus ist jetzt alles so ruhig. Schöne Stille. Ich werde meine Geliebte kommen lassen; die Gattin des hiesigen Karteihalters M., der längst nicht mehr für einen Mann gelten kann und der es eigentlich nicht ungern sieht, daß seine Frau ein wenig abgelenkt wird. von der eintönigen Beschäftigung in seiner Kanzlei. Die ganzen Konsequenzen, die ein solches Verhältnis mit sich führt, wird er wohl auch kaum übersehen. Obendrein, glaube ich, zweifelt er ganz ernsthaft an meiner Manneskraft, darin ist er wie die anderen. Zugegeben, in manchen Augenblicken fällt es mir selbst schwer, daran zu glauben, wenn einem die Frau wegläuft, muß man dann nicht das Schlimmste annehmen? Aber von der Zuneigung der Frau M. habe ich mich oft genug überzeugen können. Es macht mich recht zufrieden, wenn sie bei mir ist und mit ihren spitzen, beweglichen Fingern mich im Nacken kitzelt, dann langsam mir über die vernarbten Wunden der Brust fährt, mit teilnahmslosem Gesicht, als sei das eigentlich gar nicht beabsichtigt. Meinen Knabenrücken habe ich wieder, auf dem kein fremder, kluger Herr einen Text findet.

Im Grunde darf ich dem Schicksal nicht undankbar sein, es geht mir wahrhaftig nicht schlecht. Ein Haus habe ich, einen Garten um das Haus, in dem die Vögel zwitschern, die Schmetterlinge von Blume zu Blume flattern. Und nun habe ich sogar einen Teich hinter dem Haus. Vom Hinterzimmer aus betrachtet ist der Teich von länglicher, ovaler Form, wie ein Auge, dessen Pupille gebildet wird von einer winzigen Insel in der Mitte. Täuscht es mich, oder habe ich eine rechte Wahrnehmung von den Dingen, jedenfalls erkenne ich auf der Insel ein Mausoleum, ein schmückendes Gebäude, was aber natürlich auch nur eine Buschgruppe von eigentümlicher Anordnung sein kann. Die Oberfläche des Teiches ist von einer schamhaft verbergenden Undurchsichtigkeit, aber gerade das läßt tierische und pflanzliche Bewegung von nie gesehener Farbigkeit und Vielgestalt vermuten. Hier hat die Natur aus dem großmütig geöffneten Füllhorn mich in gnadenhafter Weise zu beschenken gewußt. Zu Haus und Garten nun der Teich, und so untrennbar scheinen sie mir verbunden, als haben sie ohne einander nie bestehen können: eine Trinität von fast mystischer Einheit. Mit einem Blick voll von Zärtlichkeit streichle ich die ahnungsdunkle, felldunkle Plüschhaut des Wassers, versenke meine heißen Gedanken, lege sie behaglich zurecht.

Aber in diesem Teich liegt ja meine Frau! Ertrunken. (Die dicke tote Zunge zerquillt in der Mundhöhle; weiß aufschreiende Augen hüpfen, springen aus ihren Löchern, schreien wie hübsche Amphibien zur Laichzeit; rosa Ohrmuscheln flattern davon; Strumpfbänder platzen schwarz.) Ertrunken. Also ertrunken: ihre Größe — 40 — Füße; ihre haarlosen, raschen, kräftigen Spülmädchenknie; ihre vom Knochen sich lösenden Schenkelstücke, um die die Fische kämpfen; die hatte meine Frau schon immer zu vergeben; niedere animalische Fortsetzungen der Kämpfe in meinem Haus. Ihre Finger, die unanständigen, wurstrunden; ihre geröteten, hastigen, hündchenhaften, Komm-doch-Hände, ihre Kicherzähne.

Wenn ich sie jetzt mit dieser Stange herausfische, wenn ich sie in mein Boot ziehe, sie den Nachbarn zeige — die sie besser kennen als ich —, die Nachbarn werden glauben, daß ich sie in den Teich gestoßen habe, mit einem Stein um den Hals hineingestoßen habe, bei einem Abendspaziergang vielleicht. Sicher erinnert sich dann einer von ihnen an den Schrei, den er gehört hat. Ein anderer an das Klatschen, das ein großer Gegenstand, ins Wasser geworfen, erzeugt. Der Dritte schließlich an mein höhnisches Gelächter, mit dem ich ihren Fortgang begleitete. Nein! Bleibt im Kretscham, ihr Nachbarn. Bleibt hinter eurem Schaumgetränk. Warum suche ich sie überhaupt? Besser, sie ist verschwunden; fortgelaufen, entführt, hinweggespült von den Abwässern ihrer Begierden, gleichviel, jedenfalls nicht mehr da.

Untreue? Untreue kennt man doch von meiner Frau. Auch ist mir die Schadenfreude lieber, als einen Strick um den Hals. Lacht doch, ihr Nachbarn und spielt weiter euer Theater. Lacht mich aus, auch gut, aber ich lasse mich nicht hängen.

Die Stange kommt wieder in die Ecke. In die Ecke, Stange! Was nun? Was ist nun zu tun? Das ist einfach. Den Teich — ich schütte ihn zu; ich lasse ihn verschwinden; in einer langen Nacht wie dieser ist das leicht; ich schütte ihn zu. Zu, den Teich! Mit Erde von meinen Blumenbeeten, auch von meinem Komposthaufen etwas. Meine Einkellerkartoffeln — hinterher mit den Kartoffeln! Mein Hausbrand — dazu den Hausbrand! Das Eingemachte, das Gelee, Backobst, nochmals Backobst — alles dazu! Die Kleider meiner Frau — ich ebene den Teich ein. Ein Stück Streuselkuchen, vom Morgen übriggeblieben — dazu! Das Kanapee und die Gardinen aus dem Wohnzimmer und die Serviettenringe und der Besuchssessel; Hülsenfrüchte, der Kronleuchter, ein Glas Hering in Tomatensauce, eine Menge Prospekte — ich hatte eine Reise an den Comer See geplant —, was sollen die jetzt, keinen See mehr, zu, den Teich! Ein Photo aus der Jugendzeit, ein Kulturbeutel, Albin, drei längere Reden und den Bleistiftspitzer in Form eines kleinen Globusses, zwölf stellungslose Glatzköpfe und meine Hutklemme (nein, meine Hutklemme nicht), das Buch „Rautenkranz", die Blume „Thymian", die Blume „Krokus" sowie noch weitere Blumen aus meinem Garten. So!

So! Der Teich ist zu. So ihr Nachbarn, was wollt ihr nun noch? Stört euch noch was, meine Nachbarn? Seht mal an, nun müßt ihr klein beigeben, nun kann euch nämlich nichts mehr stören. So! Und ich? Ich werde auswandern, jetzt ist die beste Gelegenheit dazu. An euch bindet mich gar nichts mehr, meine Nachbarn. Mein Haus? Hält mich mein Haus zurück? Mein Haus ist leer und kahl, nur noch blasse Wände mit einer allerdings vielfach beschädigten Tapete. Der Garten? Abgegrast der Garten. Der Teich? Zugeschüttet der Teich. Ich kann gehen.

Schluß endlich und fort! Aufgehört mit der Gedankenkrabbelei, denn Nachbarn, wie man weiß, bekommen oft sonderbare Einfälle. Oh, vielleicht vermuten sie, ich hätte den Teich zugeschüttet, um die Leiche meiner Frau zu verbergen. Umsonst dann meine Arbeit, meine stöhnenden Hände umsonst und der Schweiß, in dem ich bade. Deshalb fort! Den Rock — wo ist der Rock — den schwarzen Rock übergezogen, etwas Wegzehrung in die Tasche, den Schirm von der Wand, falls es regnen sollte, ich werde nicht gern naß, ich habe genug Wasserleichen gesehen. Fort endlich! Ah, meine Fahrkarte — ich vergaß meine Fahrkarte, ich bemerke es, als ich mir auf der Straße die Taschen noch einmal nach Vergessenem abklopfe, nun, die brauche ich noch; also wieder hinauf, zum Schrank: unter der Wäsche muß sie liegen. Beim Tasten zwischen den gestärkten, frischduftenden Laken werfe ich allerletzte Blicke aus dem Fenster: drüben verlassen die Nachbarn den Kretscham. Sie tragen lange Stangen, alle Nachbarn tragen Stangen. Schnell jetzt! Auf mein Haus ... sie bewegen sich auf mein Haus zu. Der ersteerste ... im Garten ist der schon — es ist ein alter Beischläfer meiner Frau, ein Weinvertreter; mit der Stange droht er herauf zum Fenster, als sähe er mich da; aber er kann mich ja gar nicht sehen, ich ducke mich doch, drücke mich in die Ecke, suche mit angstfeuchten Zitterfingern die Karte. Da ist sie!

„Du Nachbar", ruft der Vertreter, „wir kommen jetzt, um deine Frau zu suchen. Wo ist sie denn, he? Wo ist denn deine Frau?" Die Ohren presse ich mir zu, stürze zum Hinterausgang, den ich glücklicherweise — welcher Ahnung verdanke ich das? — vor einiger Zeit angelegt habe. Die Treppe hinunter — mehr gefallen als gelaufen, atemlos aus der Tür, durch den Garten sehe ich schon den Teich, „zugeschüttet der Teich", denke ich, ich kann denken. Ich laufe wie ein Sportsmann, so etwas müßte man beschreiben können.

Halt! Der Widerhaken am Kragen reißt mich zurück. Meine Nachbarn; sie umstehen mich, sie stoßen mir die Stangen gegen die Brust. „An den Baum", schreit der Vertreter, der Vertreter, dessen Atem riecht, riecht nach dem, was die Weiber gern mögen, schreit: „An den Baum mit dem Zuschütter, der uns das ganze Wasser zuschüttet, der uns die Teiche verlandet; an den Baum mit ihm, sonst sind wir alle verloren!" Die Nachbarn greifen mich, „langsam doch", flüstert vielleicht ein rotbrauner Überrock, „aber um was geht es denn hier?" Er wird nicht gehört, ja, nicht einmal ich höre ihn.

Ihr Nachbarn; ist das nun wieder euer Theater, meine Nachbarn? Freilich, ihr habt schon die Schlinge in der Hand, und mein Baum ist auch hoch und stark genug dazu, denn ich habe ihn viele Jahre hindurch begossen und geradegebunden und ausgeschnitten, ihn gepflegt, wie ein Gärtner es nicht besser macht, jeden Zentimeter seines Wachstumes habe ich bejubelt, ich habe einen weißen Ring um den Stamm gezogen, um die Blattläuse von seinen Blättern fernzuhalten, und habe die Vögel verscheucht, die ihn zerreißen wollten. Mein Baum. Und nun, meine Nachbarn? Immer habt ihr gelacht, euch war fortwährend etwas lächerlich, warum lacht ihr jetzt nicht? Ist euch das Lachen vergangen? Ist es euch im Schlund hängengeblieben? Haben es eure Bandwürmer gefressen? Habt ihr es auf eure Stangen gespießt? Ist es euch mit den Haaren ausgefallen? Ist es wie eure braunen Zähne bröcklig geworden? Ist es von Maden durchbohrt? Von toten Fliegen beklebt? Oder ist euer Lachen etwa im Teich ertrunken, wie meine Frau? Habe ich es zugeschüttet? Habe ich euer Lachen zugeschüttet?

Das Problem des Militarismus

Kein Slogan wirkte und wirkt verheerender als der vom Militarismus. Wann immer es galt, vor allem gegenüber Preußen und Deutschland in den unbedingtesten politischen Haß auszubrechen, wurde er bemüht. Dieser Slogan belastet uns noch heute, ja, recht betrachtet, hat er im Bewußten und Unbewußten einen ausgeprägten Komplex wachgerufen. Gewiß kann man hierbei getrost den bolschewistischen Vorwurf des Militarismus ausklammern, unter dem grundsätzlich kaum anderes als die militärischen Anstrengungen der Gegner des Kommunismus verstanden wird. Bitter aber berührt es, wenn man der gleichen Verdammung beispielsweise in den Werken angelsächsischer Historiker wie Craig und Wheeler-Bennett begegnet, die an sich mit seriösem Bemühen deutsche Geschichte zu verstehen suchen.

Es scheint nicht nur im Hinblick auf derartige Erscheinungen hoffnungslos, gegen die Unterstellung des Militarismus anzugehen. Und doch: Dieser Versuch muß auch dort gewagt werden, wo deutliche Tatbestände des Militarismus unsere eigene Vergangenheit beherrschen. Denn im überwiegenden Maße wird „Militarismus" als Begriff nicht nur völlig falsch angewandt. Angesichts der verwickelten Strukturen, auf die er sich allein beziehen kann, stellt er im Geistigen und Psychologischen auch eines der verheerendsten Schlagworte dar.

Allein was ist Militarismus? — Die Wissenschaft hat zu dieser Frage mehrere Positionen eingenommen, aus deren Zusammenschau sich erst seine zwingende Definition ergibt. Die Auffassung, daß Staatsverfassung gleich Heeresverfassung und als solche seit Beginn der stehenden Heere nachzuweisen sei, scheint mit dem Militärischen überhaupt das Militärische zu meinen. Diese Auffassung trifft insofern etwas Richtiges, als die Möglichkeit zur Gewalt das Kämpferische überhaupt erst hervorzukehren vermag. Indes: Mit dem rein Militärischen, mit Kriegen oder militärischem Denken hat der Militarismus — das Wort wurde erstmals um 1860 in Frankreich geprägt — noch nichts gemein. Will man ihn besser erfassen, so muß man das Militärische in die Beziehung von Staat und Gesellschaft zu setzen versuchen, durch die sich allein ein Problem des Militarismus ergeben kann.

HALLO Wach macht munter
überall in Apoth. + Drog.

Nun ist zwar grundsätzlich keine Politik und kein Staat ohne die Macht der Waffen denkbar, die ihre Existenz und Ziele sichern soll. Doch es begründet einen erheblichen Unterschied, ob eine Nation ihre Politik auf Ausgleich, Verhandeln und damit im Grundsatz auf eine friedliche Dauerordnung hin abstellt, oder ob sie glaubt, lediglich als Kampfgemeinschaft durch Gewalt und kriegerische Anspannung ihre Zwecke verfolgen zu können. Herrscht diese Kampfgemeinschaft als Existenzform vor, so ist gewiß Militarismus gegeben. Aber auch diese fraglos zuverlässige Definition erscheint als noch nicht ausreichend. Ja, ausschließlich bemüht, kann sie sogar zu ausgeprägten Fehlurteilen führen. Die Harmonie von Staatskunst und Kriegshandwerk läßt sich nicht dauerhaft zugunsten der Gewalt auslöschen. Das gilt vor allem für Zeiten, deren Mittel den sogenannten totalen Krieg ausschlossen. Um daher hier Erscheinungen des Militarismus exakt zu erfassen, bedarf es weiterhin der Frage, ob der unbedingten Geltung von Macht und Gewalt die des Militärischen in Staat und Gesellschaft überhaupt entspricht. Möglich, daß das Bekenntnis zur Gewalt bereits das zu dem Instrument einschließt, ohne das sie undenkbar bliebe. Soll indes der Begriff des Militarismus im Zeitalter entbändigten Machtkampfes nicht sinnleer werden, so wird man grundsätzlich nach der Vorherrschaft oder dem ungemessenen Einfluß des Militärischen fragen müssen.

Es ist gewiß, daß in folgerichtiger Anwendung dieser Definition Militarismus nicht nur auf eine geographisch-historische Region beschränkt blieb. Alexander der Große, Sparta, die römischen Militärdiktaturen, Dschingis Chan, das feudalistisch-kriegerische Japan, Cromwell, Napoleon, die Dreyfuß-Affäre, die wenig bekannte englische Ulster-Rebellion — schon diese Namen, Länder und Begriffe bezeugen ihn aufs nachdrücklichste. Ihnen gegenüber nimmt sich der preußisch-deutsche Militarismus sicher nicht als Höhepunkt aus. Doch als spezifische Ausprägung hat er nicht zu Unrecht den unglücklichen Vorzug, im Lichtkegel historischer Auseinandersetzungen zu stehen.

Die Überschätzung, ja, Verabsolutierung des Militärischen — schlagendstes Kennzeichen des Militarismus — kennt Preußen beinahe seit seinem Anbeginn. Staat wider die Natur, vermochte er sich allein durch den ausschließlichen Willen zur Selbstbehauptung zu erhalten. Die Armut des Landes, der Mangel an sozialer Bindung — sie verlangten nach ihrer Kompensation durch jene straffe Organisation, für die die Garnison der sinnfälligste Ausdruck war. Diese Erscheinung blieb selbst in veränderter Zeit. Mochte Bismarcks politische Genialität und Vorherrschaft im Staate auch die Militärs so weit an ihre Plätze verweisen, daß er für die Beziehung von Staatskunst und Kriegshandwerk jeden Militarismus unterband. Die soziale Geltung des Soldatischen jedoch wurde im wilhelminischen Staate bewußt so hoch getrieben, daß sie zum entscheidenden, alles bestimmenden Ideal schlechthin wurde. Die Folge war eine Militarisierung der deutschen Gesellschaft, deren Geringschätzung des Zivilen charakteristisch war. Diese Situation fand ihren angemessenen Ausdruck in Verfassung und Politik. Machte bereits die unkontrollierbare Kommandogewalt des Kaisers die Armee zu einem nur von der Krone abhängigen Staat im Staate, so hatten auch die auf Bismarck folgenden Reichskanzler lediglich die Aufgabe, den strategisch verfehlten Schlieffenplan hinzunehmen. Und dies, obgleich seine kaum mögliche Ausführung die schwerwiegendsten politischen und psychologischen Probleme hervorrufen mußte! Das Ausscheiden und Versagen der zivilen Gewalt, die Wilhelms II. katastrophale Haltung und Unfähigkeit noch aufs nachdrücklichste unterstrich, gebar im Ersten Weltkriege zwangsläufig die Militärdiktatur Ludendorffs und Hindenburgs. Sie war, gewiß fähig im Militärischen und Organisatorischen, politisch von der entsetzlichen Wirkung, der ganz das unglückselige und sicher vermeidbare Ende von 1918 entsprach. Einseitige Willenskraft, für die die Faktoren der Diplomatie nicht zählen, hatte sich des Herrschaftsvakuums bemächtigt und war verhängnisvoll gescheitert.

LICHTPAUSEN
schnell, preiswert, erstklassig.
Botendienst---
Die Photocopie Gesellschaft
WESTENDSTR. 47, Tel 775441

Es wäre verfehlt, wollte man den deutschen Militärs in ihrer Gesamtheit unterstellen, daß sie aus diesem Niedergang nichts gelernt hätten. Im Gegenteil! Als Hitler, dessen gewalttätiger Nationalsozialismus bereits durch und durch militaristisch war, mit galoppierendem Dynamismus zu wirken begann, kämpften sie sogar mit verkehrter Front! Die Rheinlandbesetzung 1936 beunruhigte sie tief, Hitlers Gewaltpläne lösten 1937 ihr Entsetzen aus, und als der Diktator 1938 die Tschechoslowakei zu „zerschlagen" trachtete, formierte sich zunächst unter Beck, dann unter Halder der Widerstand. Schritt um Schritt mußte Hitler nach seinen eigenen Worten die Generale in den Krieg hineinprügeln. Schritt um Schritt erwies sich, daß ein Militarismus, der von der zivilen Gewalt ausging, den der Soldaten in seinen Verheerungen noch übertreffen konnte. Eine wahrhaft abgründige und tragische Situation, in der als letztes Auskunftsmittel allein der verzweifelte 20. Juli 1944 blieb, mit dem sich das sittliche Soldatentum zugleich aufhob und bestätigte!

Selbst in der Andeutung sollte deutlich geworden sein, daß damit die landläufige Vorstellung vom deutschen Militarismus gewisser Korrekturen bedarf. Seine furchtbaren Erfahrungen jedoch wollen weiterhin aufs entschiedenste bedacht werden!

Gewiß ließe sich formulieren, daß heute der jede Regung erfassende Atomkampf den Militarismus zwangsläufig begründet. Doch bevor es zu dieser Götterdämmerung kommt, mit der sich alle Probleme von selbst aufhöben, bleiben die Staaten und ihre Bürger zu Einsicht und Verantwortung aufgerufen. Sie haben die Krisen zu unterbinden, denen der Militarismus in der Regel als das „alleinige" Heilmittel entspringt. Politische und militärische Gewalt aber müssen nunmehr bereits der allgemeinen Gefahren wegen einander entsprechen, was allein durch Leistungssteigerung und gegenseitige Befruchtung möglich erscheint. Weder darf nochmals eine Militärbürokratie triumphieren, die sich Staat im Staate dünkt, noch wäre eine politische Leitung tragbar, deren Aktivität in militaristischem Gebaren gipfelt. Diese Aufgabe, eine friedliche, sozial gerechte und von der Armee wissend geschützte Ordnung zu schaffen — sie ist fraglos unendlich schwer.

Bodo Scheurig

Studentisches Jugendarbeitsprogamm

Das Studentenwerk bereitet für die Ferienmonate März und April 1958 im Rahmen des Studentischen Arbeitsprogrammes einen Einsatz von Studenten in der Jugendsozialarbeit vor. Als Arbeitsstellen sind u. a. Heime der offenen Tür, Lehrlingswohnheime, Kinderheime usw. vorgesehen.

Der Einsatz soll jeweils etwa 6 Wochen dauern. Die Vergütung beträgt 250,— DM monatlich bei freier Station. Wird Verpflegung oder Unterkunft oder beides von der Einsatzstelle nicht gewährt, so erhält der Studierende außer dem Stipendium einen entsprechenden Zuschuß.

Diese Gelder werden n i c h t bei der Berechnung der Stipendien nach dem Honnefer Modell berücksichtigt.

Bewerben können sich alle ordentlichen Studierenden der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Über den Einsatz des Bewerbers und die Verteilung der Stellen entscheidet der Auswahlausschuß des Studentischen Jugendarbeitsprogrammes.

Bewerbungen richten Sie, bitte, schriftlich, formlos an das Studentenwerk. Diese Anträge sollen folgende Angaben enthalten:

Name, Vorname,
Geburtsdatum, Fakultät, Semesterzahl,
Semester- und Heimatanschrift,
Religionszugehörigkeit,
Flüchtling oder Heimatvertriebener,
Erfahrung in der Jugendarbeit,
Beruf des Vaters,
evtl. wirtschaftliche Lage.

Letzter Termin für die Abgabe der Anträge ist Freitag, 14. 2. 1958. Der genaue Termin der Auswahlsitzung, die zwischen dem 17. und 20. 2. 1958 stattfinden wird, bitten wir dem Anschlag des Studentenwerkes zu entnehmen.

Die Mär vom Hagen

(Fortsetzung von Seite 1)

Realität, von der auszugehen jede Regierung des Westens gut tut. Diese Einsicht braucht keine Verhandlungen zu verhindern, müßte vielmehr jedem Politiker und Diplomaten, der in Zukunft in Moskau verhandeln wird, gerade den Mut geben, um jede kleine Position so zu kämpfen, als ob sie das Ganze enthalte.

Noch ist nicht gewiß, wie Moskau die Absicht der Bundesregierung, in den Ländern des Ostblocks diplomatisch nicht tätig zu werden, honorieren wird. Angesichts der kaum mehr übertreffbaren Starrheit der Großmacht, die wie keine andere die deutsche Einheit verhindert, und die öffentlich mit einem kleinen Nachbarn nur in moralisierender Sprache verhandelt, müßte es selbstverständlich sein, einfach alle Möglichkeiten politischer und diplomatischer Aktivität an allen im Spannungsgebiet liegenden Plätzen intensiv zu nutzen, wobei als wesentliche Richtlinie nur gelten sollte, die Mächte von der Sinnlosigkeit des Status quo zu überzeugen.

1952 hätte es im deutschen Volk noch ernsthafte Widerstände gegen eine solche Politik maximaler Konzentration und Aktivität gegeben. Heute sollte das Wagnis verantwortet werden, nicht zuletzt deswegen, weil hemmungslose Politiker morgen sicherlich das tun würden, was die seriösen aus allzu stolzer Zurückhaltung sich heute versagen.

Oscar Strobel

Reformer zur Truppe

(Fortsetzung von Seite 1)

schusses? Glaubt die Regierung, auf Baudissin und seine Mitarbeiter nun endlich verzichten zu können, um von nun an wirksam und ungestört dem tristen Handwerk der Restauration altpreußischen Soldatenspiels nachgehen zu können? Um das Gesicht nicht zu verlieren, spricht man nur von einem kurzen Truppendienst der Reformer und betont laut und vernehmlich, der „neue Stil" werde beibehalten. Und um diesen Willen unter Beweis zu stellen, beruft man einen „ständigen Beirat für innere Führung", der sich zwar aus zwanzig angesehenen Persönlichkeiten zusammensetzt, aber eben nur ein Beirat ohne jede wirkliche Macht ist. Man muß sich in Bonn doch klar darüber sein, daß selbst der beste Beirat kein vollwertiger Ersatz sein kann für Männer, die durch ihren Führungsposten einen ganz bestimmten, realen Einfluß ausgeübt haben.

Was auch immer zu den Verschiebungen im Verteidigungsministerium geführt haben mag, die Tatsache bleibt, daß die Hauptverfechter der Reformbewegung das Bonner Ministerium verlassen haben. Man wird nun mit doppelter Aufmerksamkeit die weitere Entwicklung zu verfolgen haben. Verfolgen in bezug auf ihre militärischen wie politischen Auswirkungen.

Michael Schumann

GLUTAMINSÄURE-GRANULAT
· HOMBURG ·
Originalpackung zu 100 g

GLUTAMETTEN®
· HOMBURG ·
Originalpackung zu 100 Dragées

Indiziert bei:
nervösen Erschöpfungszuständen, allgemeinen Ermüdungserscheinungen, Vorbereitung auf Examina,
vor anstrengenden Konferenzen

Erhältlich in allen Apotheken

Chemiewerk HOMBURG Aktiengesellschaft
Frankfurt/Main

Weltreise in 90 Tagen

Station Indien

Hergelockt hatten mich das bunte Rassenmosaik, die Wärme der tropischen Sonne und die Frische des himalajaischen Windes; der Anblick des Mt. Everests und des Heiligen Stromes, die geschichtlichen Stätten Buddhas und die Baudenkmäler einer stolzen indischen Vergangenheit, der Dschungel mit Elefanten, Tiger und Affen. Am unauslöschlichsten blieb jedoch die Begegnung mit dem indischen Menschen. Seitdem beschäftigte mich die Art, wie er die Probleme der Politik sieht und anpackt. Vom Fernen Osten kommend fand meine erste Begegnung in Kalkutta statt.

Vielfältig stürmten die Bilder auf mich ein. Auf der Dharmatala-Straße Kalkuttas suchten zwei Kühe die andere Straßenseite. Der Fahrer des klapprigen Busses ließ sie mit Engelsgeduld vorbei. Aber als ihm ein zweirädriger Ochsenkarren in die Quere kam, schrie er dem Treiber etwa zwei Minuten lang seine Meinung durch die Windschutzscheibe zu. Am Sealdah-Bahnhof stand eine vielleicht vierzig Meter lange Schlange von Menschen. Sie hofften auf einige Fladen Puri (indisches Brot) und eine Schale Milch von der Essensausgabe des Roten Kreuzes. Eine ältere Frau sank vor dem ausgebenden Helfer auf die Knie, um ihm die Füße zu streicheln, damit er ihr noch etwas Milch für die Kinder gebe.

Zwei etwa achtjährige Jungen begleiteten mich Hunderte von Metern mit der Hoffnung in den treuen, schwarzen Augen, mir die noch blanken Schuhe für zwei Annas putzen zu dürfen. Auf einer Pritsche trugen vier Hinterbliebene, brennende Kerzen in den Händen, im Laufschritt die Hülle eines Inders zur Feuerbestattung am Hughli-Fluß. Nur die Allerreichsten werden mit Wagen gefahren. Ein Schuster am Straßenrand reparierte meine Schuhe, während ich diesem Treiben zuschaute. Einige Schritte weiter fand ich einen Uhrmacher, der mit einem zu groß geratenen Hammer, doch mit einem vor das Auge geklemmten Vergrößerungsglas und großer Sorgfalt den kleinen Zeiger meiner Armbanduhr wieder in die richtige Stellung brachte.

Die Zeit ist bei einer solchen Reise gewöhnlich knapp bemessen. Doch als ich in der Nähe des „Neuen Marktes" den Klang eines eindringlich-rhythmischen Gesanges hörte, ging ich ihm nach und gelangte über einige Treppen auf den Balkon eines Hauses. Im Kreis saßen um den Trommler herum einfache Männer im Dhoti. Jeder schlug im Takt eine Messing-Zimbel. Inbrünstig, ekstatisch rief abwechselnd einer der Stimmbegabten, den Arm zum Himmel gestreckt, Gott an. Nach dem Abfallen seiner Melodie fielen alle in den Refrain ein: „Bhagwän ham se dayä karnä!": O Gott, hab Erbarmen mit mir! Sie ließen sich durch mich nicht stören. Gleich ihnen ließ ich mich auf den Boden nieder, gefangen von dem rauhen, doch beseelten Gesang. Die Frauen hörten hinter den Wänden zu. Die Luft war warm und geschwängert vom Duft des Dhupkathi. Dieser betörende Duft glimmenden, mit trockenem Kuhdung vermischten Harzes vom Dhup-Baum, begleitet religiöse Handlungen und liegt in den Gassen und Häusern Indiens.

Als Medium geistiger Befreiung spielt die Musik im religiösen Leben Indiens eine Hauptrolle. So erschloß mir vornehmlich dieses Erlebnis: die Religiosität der Inder. Auch soweit sie nicht mehr dem überlieferten Ritualismus und der Vergötzung der zahlreichen, von Region zu Region oft wechselnden Gottheiten des Kailasa huldigen, auch soweit sie dahin rationalisieren, daß alle Götterfiguren nur die Versenkung in den unsichtbaren, einen Gott vermitteln — ob sie ihn Brahma, die Allseele oder anders nennen — bleibt die Ehrfurcht vor dem Höchsten. Ähnlich wie im Deutschlandlied sind in der indischen Nationalhymne, Rabindranath Tagores „Janaganamana", Flüsse und Landschaften der Heimat aufgezählt. Doch hier sind sie versammelt, den Höchsten zu preisen. Aus den Religionen Indiens und deren geschichtlich notwendigem Nebeneinander erstand der Geist der Toleranz, der Gewaltlosigkeit und der selbstlosen Hingabe, die der Inder im täglichen Leben pflegt. Diese Humanität macht den Reichtum Indiens aus, mehr als seine ungehobenen Bodenschätze und seine Entwicklungsmöglichkeiten.

Indien ist im Aufbruch. Dabei fehlt es nicht an retardierenden Momenten. Wer sich zwangsläufig in eine Kaste hineingeboren sieht, ist in seinem Entwicklungsstreben gehemmt. Doch brechen die Kasten überall zusammen, wo die Industrie sich ausbreitet: Kalkutta, Bombay, Chittaranjan, Jamshedpur, Sindri. Auch auf den Dörfern rüttelt die Heranbildung einer örtlichen Führungsschicht im Rahmen der Gemeindeprojekte und des Nationalen Aufbaudienstes an den Grundlagen des Kastenwesens. Als Ferment erweisen sich bei der gesellschaftlichen Entwicklung auch die Emanzipierten: einmal die vierzig Millionen den untersten Kasten angehörenden Menschen, sodann die Frauen. Beide Gruppen erwiesen sich als die aktivsten Wähler.

In Indien ist die Frauenemanzipation noch am Anfang. Zwar ist die Frau im Zentralkabinett und in den Provinzkabinetten vertreten, als diplomatischer Vertreter oder Regierungssprecher tätig. Doch im Straßenbild vieler Städte ist sie noch eine seltene Erscheinung. Ein mir befreundeter Rechtsstudent, den ich in Lucknow aufsuchte, berichtete mir, daß er gerade den Besuch eines Vaters gehabt hatte, der ihm seine Tochter zur Frau bot. Der Freund sagte ihm darauf, er möge sich an seinen Vater wenden. Ein Polizeibeamter schüttete mir sein Herz aus: Von etwa hundert Rupien müsse er noch seine drei Schwestern unterhalten, solange er sie nicht verheiratet habe. 29% der Bevölkerung müssen die übrigen 60% voll und 11% teilweise ernähren. Obwohl die Kinderheirat verboten ist, sind nach der letzten Zählung 14,6% der weiblichen und 6,3% der männlichen Bevölkerung bereits zwischen vier und vierzehn Jahren verheiratet.

Das Produktivitätsstreben des durchschnittlichen Inders ist noch nicht voll entwickelt. Motivierend für dieses können besonders wirken das Gewinnstreben, das Nationalbewußtsein und der Wunsch, sich über den Tod hinaus durch Schöpfungen fortzusetzen. Doch ist augenscheinlich das Gewinnstreben beim Inder nicht so ausgeprägt wie etwa beim Amerikaner oder Deutschen. Man mag das auf die Bhagavadgita zurückführen, die z. B. im 2. Kapitel Vers 47 sagt, daß Leitprinzip der Arbeit nicht das Ergebnis sein soll. Die Gita ist gleichsam die Bibel der Hindus. Der Händler an der Chandni Chauk im alten Delhi las in ihr, wenn er nicht gerade jemandem eine Tonschale mit Milch füllte, die in einem Tiegel über dem offenen Feuer kochte. Der Soldat

Staatspräsident Dr. Prasad bei einem Empfang

las sie im Zuge von Neu-Delhi nach Kashmir, der Student auf dem Schiff nach Europa. Ein Freund machte sie mir zum Geschenk. Man kann es auch auf eine sprichwörtlich gefaßte Überlieferung zurückführen, nach der der Inder gehalten ist, seine Eigeninteressen dem Wohl der Familie, das Familieninteresse der Gemeinde, das Gemeindeinteresse dem Lande, das Landesinteresse der Welt und die ganze Welt der Seele unterzuordnen. Hieraus ergibt sich bereits, daß der Inder, wie er es ja während seines Befreiungskampfes bewiesen hat, sich für sein Land mehr einsetzen wird, als er es wahrscheinlich für sich selbst tun würde. Aber Studenten klagten mir, daß auch das Nationalgefühl der breiten Massen noch nicht genügend ausgebildet sei. Ich bemerkte, daß bei uns Deutschen das Nationalgefühl in gewissem Maße zurückgegangen sei. Doch sie hatten schnell die Antwort bereit, daß das für sie nicht maßgeblich sei, Indien brauche ein starkes nationales Bewußtsein. Schließlich kann auch der letztgenannte Beweggrund für das Produktivitätsstreben, der Fortsetzungswunsch, volle Wirksamkeit nicht entfalten, solange der Glaube an Karma und Reinkarnation lebt.

Sind also diese und andere Hindernisse zu überwinden, so ist doch die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung Indiens unaufhaltsam. Dabei ist eines der großen Fragezeichen, ob die indische Humanität dann Schaden nehmen wird. Festzustellen, wie sich die Industrialisierung in dieser Hinsicht in einem anderen asiatischen Staat ausgewirkt hat, war einer der Hauptgründe für den Besuch Nehrus in Japan im Oktober vergangenen Jahres.

Aus Religiosität, Toleranz, Gewaltlosigkeit und Humanität kann man folgern, daß die Demokratie die Indien gemäßere Lebensform ist. Das heißt nun nicht, daß der Durchschnittsinder als einzelner die Demokratie zum ausschließlichen Wunschbild einer Regierungsform erhoben habe. Denn die Freiheit der Einzelperson ist ihm ja nach dem Gesagten zwar ein hohes, doch nicht das höchste Gut. Man versetze sich in die Lage eines Reisbauern, der, des Lesens unkundig, den „zwei Ochsen" seine Stimme gibt, die das Wahrzeichen der Kongreßpartei darstellen. Was soll er mit zuviel Freiheit, wenn ihm die Mittel zu ihrer Gestaltung fehlen? Und schließlich gibt es ja in jedem Land viele, denen ein zugeschnittenes geistiges Kostüm, eine Ideologie, am bequemsten paßt oder auf die eine starke Führerschaft anziehend wirkt. Es ist ja bekannt, wie stark gerade Indien einer richtungsweisenden Führerpersönlichkeit wie zum Beispiel etwa Mahatma Gandhi zu folgen bereit war. Es gibt in Indien nicht wenige, denen gerade das Deutschland Hitlers Bewunderung abgewann, weil es nach außen eine starke Einigkeit demonstrierte.

Das alles dürfte aber nicht das Schicksal der Demokratie besiegeln. Ausschlaggebend hierfür wird der wirtschaftliche Fortschritt jedes einzelnen Inders sein. Gerade weil in Indien im Unterschied zu vielen anderen Ländern die Demokratie schon am Beginn der wirtschaftlichen Entwicklung vorhanden ist, muß dieser wirtschaftliche Fortschritt oberstes Ziel der Innenpolitik sein und ist es. Der Fortschritt muß mit den wachsenden Ansprüchen der Bürger Schritt halten, also nicht nur stetig sein, sondern auch eine bestimmte Dynamik haben.

Hans Dieter Buhlmann

wenn müde-dann HALLOPWach
überall in Apoth.+Drog.

MARCO-POLO-REISEN
Carl-Ernst Fischer
Frankfurt/M., Zeil 47
Telefon 2 18 71

Studentische Studienreise nach Ägypten 495,— DM, incl. Halbpension. Termin: 7. März bis 2. April 1958 (27 Tage). Reiseroute: Freiburg — Genua — Piräus (Athen) — Alexandria — Kairo — Luxor — Assuan und zurück.

Studentische Studienreise Ägypten — Hl. Land 665,— DM. Termin: 14. März bis 16. April 1958 (34 Tage). Reiseroute: Freiburg — Genua — Piräus (Athen) — Alexandria — Kairo — Luxor — Kairo — Jerusalem (Flug) — Jericho — Totes Meer — Damaskus — Baalbeck — Beirut — Port Said und zurück.

Heiliges Land (Farblichtbildervortrag), am 19. Febr. 1958, um 20.30 Uhr im großen Hörsaal des Senckenbergmuseums. Unkostenbeitrag für Studenten 0,50 DM.

das Film-Studio berichtet

Februar

Sonderveranstaltung

Mittwoch, den 19. Februar
Donnerstag, den 20. Februar — 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr

Filmkomiker

Mittwoch, den 26. Februar
Donnerstag, den 27. Februar — 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr

La Régle du Jeu
Jean Renoir, 1939

März

Mittwoch, den 5. März
Donnerstag, den 6. März — 18.30, 21.00 Uhr

Vitelloni (Die Müßiggänger)
Federíco Fellini, 1953

Mittwoch, den 12. März
Donnerstag, den 13. März — 18.30, 21.00 Uhr

Thérèse Raquin
Marcel Carné, 1953

Sonderveranstaltung

Mittwoch, den 19. März
Donnerstag, den 20. März — 18.30, 21.00 Uhr

Ein Platz an der Sonne (A Place in the Sun)
Ausgezeichnet mit 6 Oscars
George Stevens, 1951

Mittwoch, den 26. März
Donnerstag, den 27. März — 18.30, 21.00 Uhr

Le Rouge et le Noir (Rot und Schwarz)
Claude Autant-Lara, 1954

April

Mittwoch, den 9. April
Donnerstag, den 10. April — 18.30, 21.00 Uhr

September Affair (Liebesrausch auf Capri)
William Dieterle, 1950

Mittwoch, den 16. April
Donnerstag, den 17. April — 18.30, 21.00 Uhr

Erbschaft um Mitternacht (The Cat and the Canary)
Elliot Nugent, 1939

Sonderveranstaltung

Mittwoch, den 23. April
Donnerstag, den 24. April — 18.30, 21.00 Uhr

O Cangaceiro (Die Gesetzlosen)
Limo Baretto, 1953

Mittwoch, den 30. April
Donnerstag, den 1. Mai — 18.30, 21.00 Uhr

Bei Anruf Mord (Dial "M" for Murder)
Alfred Hitchcock, 1954

*

Vorklinisches Medizinstudium in Gießen

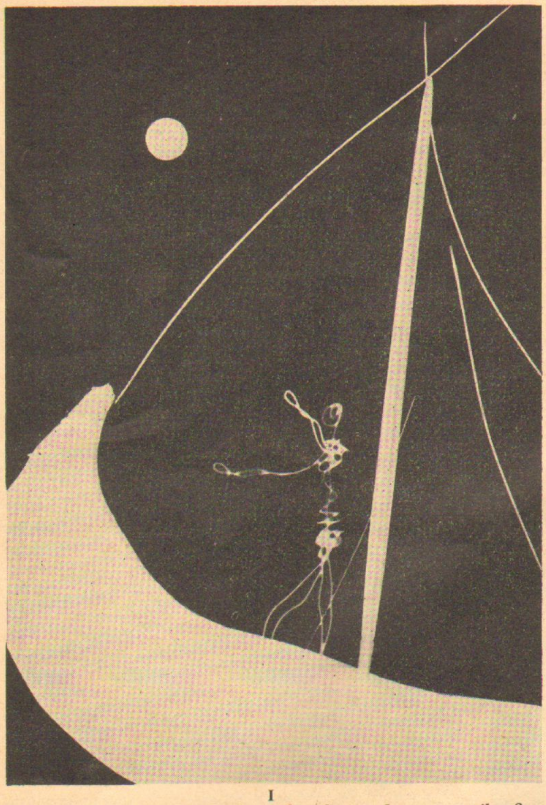
Nachdem bisher an der medizinischen Fakultät in Gießen nur das klinische Medizinstudium möglich war, wird mit Beginn des Sommersemesters 1958 nunmehr auch der vorklinische Unterricht, und zwar für alle fünf vorklinischen Semester gleichzeitig, aufgenommen. Damit kann in Gießen wieder in gleicher Weise wie an allen anderen Universitäten das gesamte Studium der Medizin durchgeführt und sowohl das Physikum als auch das Staatsexamen abgelegt werden.

KUNSTHANDLUNG
Karl Vonderbank
VORM. TRITTLER
FRANKFURT A. M., GOETHESTRASSE 11
Gemälde · Aquarelle · Stiche
Reproduktionen
Einrahmungen in eigener Werkstätte

An Land

Bilder: Armin Rudert

Text: Herbert Heckmann

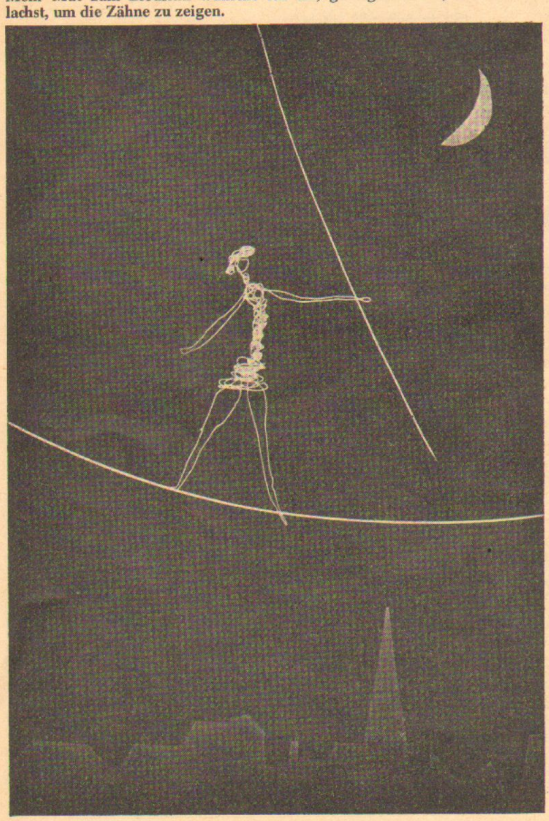


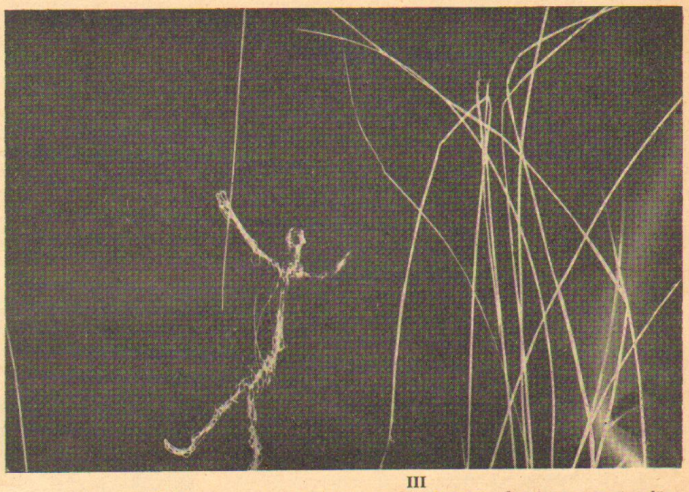
I

Beginnen wir mit dem Mond, ich erwähne ihn nur deswegen, weil außer ihm nichts Nennenswertes zu sehen war. Im Schiff stand ein einzelner Mann, der eine Rede zu halten gedachte, just in dem Moment, wo er wegen der Erhabenheit der Natur hätte schweigen sollen. Die Wellen kräuselten sich unter der Zudringlichkeit des Nachtwindes. Wenn mich einer fragen würde, was der Mann gesprochen hatte, ich habe gottseidank nicht mitgeschrieben, und mein Gedächtnis hält nur das Notwendigste. Früher besaß ich einen Sinn für Nächte, aber jetzt träume ich auch tagsüber im Panoptikum meiner Hoffnung. Das Schiff hatte unterdessen mit Hilfe des Windes das Ende seiner Route gefunden. Dem Mann blieb nur noch das Land, das er mit Füßen trat, die einzige Möglichkeit, voranzukommen.

II

Allein irrte er im Schilf umher, erschrak über seine Schritte. Wenn er einen Funken Verstand hätte, würde er es aufgeben, mit dem Mond in nähere Beziehung zu treten, wo es schon der Abstand verbietet. Aber er bleibt standhaft und stochert mit einem Schilfrohr in die Dunkelheit, um irgendein Wesen aufzustöbern, mit dem er schwätzen könnte. Er hatte die flatternden Hände eines Lyrikers, der dazu verdammt ist, die Zinsfüße der Verleger zu addieren. Ledermäuse streiften sein Gesicht, kuschelten sich in seine Kleidung, und er jauchzte hell auf wie unter der Hand eines Pädagogen. Er wanderte in kleinen, sorgfältigen Kreisen, voller Angst, mit dem Baedeker seiner Hoffnung nicht allzu weit zu kommen. Er hätte sich zu Hause lassen sollen — bei seinem Hang zur Metaphorik, nichts so zu nehmen, wie es wirklich ist.
Mehr Mut zum Blödsinn wünsche ich dir, geneigter Leser, der du nur lachst, um die Zähne zu zeigen.





III

Welch spannender Kitzel mag es dem Irrgänger bereiten, wenn er plötzlich in einer Stadt ankommt, wo die Behörden pausieren. Ein Schauplatz ist von frierenden Gaffern bevölkert. Sie verfolgen sehnsüchtig das Treiben einer Tänzerin, die ein Seil zum Anlaß nimmt, den Sieg der Anmut über den Fall zu zeigen. Kein einziger Zuschauer besitzt die Hände zum Klatschen, kein einziger versteht es, diese erhöhte Kunst zu würdigen. Die Art des Zuschauens, gepaart mit Lüsternheit nach Sensationen, behagt dem Neuankömmling nicht, und als die Spannung so groß ist, daß die Zeit zu rinnen beginnt, ertappt er sich, wie er vorzeitig klatscht, ohne sich um das Murren und Räuspern der Umstehenden zu kümmern, die schon eine Leiche auf dem Pflaster erblicken. Ihre Augen waren wie Federmesser gezückt, mordbereit: er aber verteilt Visitenkarten und trachtet, ihre Grausamkeit gesellschaftlichen Formen zu unterziehen. Gedacht, getan. Sein Beifall bleibt unerschütterlich: und über eine solche Bewunderung entzückt, wagt die Tänzerin einen Fehltritt und landet in den Armen des emsigen Applaudeurs. Ich empfehle dieses Thema einem Komödienschreiber, dem der Sinn für Lösungen abhanden gekommen ist. Aber zurück! Der Vorfall bleibt fast unbeachtet, da alle, angefangen vom Bürgermeister bis zu den flaumenleichten Mädchen, mit der Lektüre der Visitenkarten vollauf beschäftigt sind.

IV

Am Himmel schwankte noch das Seil, als die beiden die Stadt schon hinter sich hatten, Hand in Hand wie Subjekt und Prädikat unter der Feder eines Hymnikers. Sie hatten die Angelegenheit ihrer Herzen erledigt. O Gott, muß ich jetzt das Universum als Requisit zitieren! Die hingekritzelten Sträucher umgaben sie mit der Zärtlichkeit des Nebensächlichen. Genug! Die Seele schöpft aus ihrem Milieu. Ihr Schritte hatten die gleiche Uhrzeit, aber in der letzten Zeit ist das Interesse am Gleichschritt sehr zurückgegangen. Verweilen wir nicht dort, wo wir nichts zu suchen haben. Es gibt einen Zaubertrick der Phantasie, schon von Andeutungen leben zu können. Jeder Satz ist eine gutgemeinte Selektion. Kehren wir zum Mond zurück! Er ist keine Metapher. Mit der Diskretion blassen Lichtes füllte er das nächtliche Schwarz.